

Erscheint täglich außer Sonntags.  
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis  
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.  
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3  
Fernsprecher: Dönhoff (A 7) 292-297

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenspreis: Die einseitige Nonpareilzeile  
80 Pf., Reklamezeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.  
Postcheckkonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,  
Berlin Nr. 37 536. — Der Verlag behält sich das  
Recht der Ablehnung nicht genehmter Anzeigen vor!

## Von Paris nach London

### Keine Erschwerung durch die Vorkonferenz

V. Sch. Paris, 20. Juli. (Eigenbericht.)

Die Pariser Aussprache zwischen den deutschen und den französischen Ministern ist mit einer gemeinsamen Deklaration abgeschlossen worden, die geeignet ist, die Beziehungen zwischen den beiden Ländern wesentlich zu entspannen und sogar die Möglichkeit einer baldigen Besserung eröffnet.

Die Pariser Reise war für die Deutschen weder ein „Canossa“ noch eine „Falle“. Im Gegensatz zu den offiziellen Ankündigungen der Pariser Presse hat man von den deutschen Ministern durchaus nicht verlangt, daß sie bestimmte politische Bindungen eingingen. Wohl ist der Versuch gemacht worden, von Deutschland gewisse formulierte Garantien politischer Natur zu erreichen. Das war besonders das Ziel des rechtsstehenden Finanzministers Flandin und der Bürokratie des französischen Auswärtigen Amtes, vor allem Berthelots und Massigli. Die Diskussion darüber in der Aussprache am Sonnabendnachmittag war zum Teil recht lebhaft und es ging nochmals zum Teil hart auf hart.

Dr. Brüning erklärte kategorisch, daß er einer Erklärung nicht zustimmen könne, in der die einzelnen politischen Streitfragen ausdrücklich erwähnt werden, weil er dann unverzüglich zurücktreten müßte.

Laval erwiderte, daß auch er mit einer starken nationalistischen Opposition sogar innerhalb der Regierungsmehrheit rechnen müßte, die gegen ihn Sturm laufen würde, wenn er die Besprechungen mit einem nichtsfahenden, allgemein gehaltenen Communiqué abschließen und trotzdem die Reise nach London antreten würde. Aber er könne doch dem Reichkanzler nichts Unmögliches zumuten. Die Erklärung Brünings, daß eine präzisere Stellungnahme zu diesen Streitfragen für ihn nicht annehmbar wäre, genüge ihm, und er bestreite infolgedessen nicht weiter auf seinem ursprünglichen Wunsch. So ist die Stelle des Communiqués entstanden, die besagt, daß Frankreich bereit sei, über eine internationale Hilfsaktion für Deutschland weiterhin — das heißt ab heute in London — zu diskutieren, „vorbehaltlich der finanziellen Garantien und der politischen Beruhigungsmassnahmen“. Das ist eine fast wörtliche Wiederholung des Satzes, der vor wenigen Tagen in einer Vertaubarung des französischen Ministerrats, kurz vor der Abreise Brünings nach Paris, ausgesprochen war.

Laval hat ein erfreuliches Maß an politischer Einsicht bewiesen, indem er auf seiner ursprünglichen Absicht nicht weiter bestand. Seine Logik und sein Verständnis für die Lage der deutschen Verhandlungspartner wird auch auf deutscher Seite hoch anerkannt.

Noch kläger wäre es freilich gewesen, wenn er gar nicht erst die französische Presse auf die Forderung festgelegt hätte, daß die deutschen Minister in Paris zunächst bestimmte politische Zusicherungen geben müßten, ehe die französischen Minister auf die Londoner Konferenz gingen. Die Rationalisten seines Landes werden sicherlich nicht verfehlen, ihn wegen dieses Rückzuges anzugreifen. Aber er mag sich damit trösten, daß die deutschen Rationalisten die gemeinsame Deklaration selbst in ihrer allgemeinen Formulierung immer noch als eine Kapitulation Deutschlands hinstellen werden.

Diese Unzufriedenheit bei den Rationalisten in beiden Ländern ist der beste Beweis dafür, daß in Paris nützliche Arbeit für die deutsch-französische Verständigung geleistet worden ist.

Selbstverständlich sind allgemeine politische Fragen, die in der Erklärung nicht ausdrücklich erwähnt sind, sehr eingehend diskutiert worden. Die Reichsminister haben allerlei Aufklärungen geben müssen, haben aber dabei den Eindruck gewonnen, daß diese Aufklärungen schon eine gewisse Beruhigung auf der Gegenseite erzeugt haben. Man darf wohl daraus schließen, daß sie sich zum Beispiel mit solchen Kundgebungen und Veranstaltungen, wie dem Stahlschmelztrennen in Breslau und dem Kavallerietag in Dresden, alles eher denn solidarisch erklärt haben. Mehr als die Bekundung der grundsätzlichen Bereitwilligkeit zur deutsch-französischen Zusammenarbeit konnte und durfte man auf dieser ersten Begegnung der Regierungschefs nicht erwarten.

Weitere Zusammenkünfte sollen folgen, vielleicht demnächst schon in Berlin, wohin Dr. Brüning seinen französischen Kollegen zu einem Gegenbesuch eingeladen hat.

Man mag nun einwenden: Wer bürgt uns dafür, daß alle diese in Paris noch ungelösten Fragen nicht schon heute, in London, wieder auftauchen? Richtig ist, daß in Paris nichts entschieden worden ist, aber mindestens ebenso sicher ist auch, daß in Paris

(Fortsetzung auf der 2. Seite.)

## Ein Rüstungsmoratorium

Die Grundlage für die Verständigung

### Das Londoner Programm.

London, 20. Juli. (Eigenbericht.)

Die Ministerkonferenz beginnt heute nachmittag 6 Uhr im Locarno-Raum des Unterhauses, Macdonald wird präsidieren. Ihre Aufgabe ist, die Möglichkeiten zur Angleichung des Hoover-Planes an den Young-Plan festzulegen, die Voraussetzungen für eine größere und längere Anleihe an Deutschland zu klären und schließlich noch Kreditgewährung an die Oststaaten zu besprechen.

Der Berichterstatter des „Daily Herald“ in Paris, der Henderson begleitet hatte, schreibt, daß alle unmöglichen Bedingungen für Deutschland aufgegeben worden seien und die Wahrscheinlichkeit bestehe, daß es gelinge, eine Basis der Verständigung über die finanziellen und politischen Fragen zu finden, die sowohl Frankreich als auch Deutschland befriedige. Der Korrespondent glaubt weiter, daß man in London zu dem Abschluß eines fünfjährigen „politischen Moratoriums“ kommen werde, das bereits in Paris besprochen worden sei. Deutschland werde darin einwilligen, daß die Arbeiten an den beiden ersten Panzerkreuzern auf ein Mindestmaß herabgesetzt und mit dem Bau neuer Kriegsschiffe vor der Abrüstungskonferenz nicht begonnen werde. Frankreich werde ebenfalls auf den Bau seines neuen Kriegsschiffes verzichten.

Sichtlich der Anleihe beabsichtige man, die gleichen Modalitäten zu wählen wie bei der Young-Anleihe.

### Abreise nach London.

Paris, 20. Juli.

Um 10 Uhr ist die deutsche Delegation über Calais nach London abgereist, weiter Laval, Briand, Flandin, Budgetminister Pietri, Unterstaatssekretär François-Poncet, der Generalsekretär am Quai d'Orsay Bertelot, sowie die Mitglieder der französischen Delegation. Zur Verabschiedung hatten sich sämtliche Mitglieder der deutschen Botschaft eingefunden. Auf dem Bahnhof hatte sich eine außerordentlich große Menschenmenge eingefunden und die Polizei hatte umfangreiche Ordnungsmassnahmen getroffen. Brüning und Laval, die in einem Abteil Platz genommen hatten, erschienen am Fenster. Als der Zug sich in Bewegung setzte, brach die Menge in die Rufe aus:

Vive l'Allemagne, vive la France, vive Laval, vive la paix!

Reichkanzler Brüning hat kurz vor seiner Abreise der Agentur Havas folgende Erklärung gegeben: Im Begriff, Frankreich zu verlassen, um uns zur Londoner Konferenz zu begeben, legen der Reichsaußenminister und ich Wert auf die Erklärung, wie sehr wir die lebenswürdige und herzliche Aufnahme, die uns in Frankreich von der französischen Regierung und von sämtlichen französischen Behörden zuteil geworden ist, empfunden haben. Wir sind zufrieden, daß wir unsere Ansichten in voller Offenheit mit unseren französischen Kollegen austauschen können, und wir sind davon überzeugt, daß diese direkte Fühlungnahme für die immer erspriechlichere Entwicklung der deutsch-französischen Zusammenarbeit, der wir aufrichtig zugetan sind, glückliche Wirkungen haben wird.

## Die deutsch-französische Erklärung

Paris, 20. Juli.

Um 22.45 Uhr wurde über die deutsch-französischen Verhandlungen folgendes gemeinsames Communiqué ausgegeben:

In einer kürzlichen Botschaft hat Reichkanzler Dr. Brüning den Wunsch zum Ausdruck gebracht, mit der französischen Regierung in direkte Fühlung zu treten, um die Mittel für eine gemeinsame Bemühung zur Besserung der Beziehungen beider Länder zu suchen. Der Chef der französischen Regierung hat spontan erwidert, daß er mit Genugtuung einer Begegnung entgegenstehe, deren Verwirklichung durch die Ereignisse, die die Wirtschafts- und Finanzlage Deutschlands und rückwirkend auch diejenige der übrigen Länder betroffen haben, opportuner gemacht wurde. Infolgedessen sind die Vertreter beider Regierungen am 18. und 19. Juli 1931 in Paris zusammengekommen. Sie haben

übereinstimmend die Bedeutung dieser Begegnung anerkannt und betont, daß sie den Beginn einer vertrauensvollen Zusammenarbeit darstellen soll.

Der Reichkanzler hat die verschiedenen Aspekte der Krise, unter der sein Land leidet, beleuchtet. Die französischen Vertreter, die den Ernst dieser Krise anerkennen, haben erklärt, daß vorbehaltlich gewisser finanzieller Garantien und Massnahmen für eine politische Beschwichtigung sie bereit sein würden, später die Bedingungen für eine finanzielle Zusammenarbeit im internationalen Rahmen zu erörtern.

Bereits jetzt haben die Vertreter der beiden Regierungen

Wert darauf gesetzt, ihren Willen zu betonen, soweit wie möglich untereinander die für eine wirksame Zusammenarbeit auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet günstigen Bedingungen zu schaffen.

und sie sind übereingekommen, sich gemeinsam darum zu bemühen, daß der Kredit und das Vertrauen in einer Atmosphäre der Ruhe und Sicherheit wiederhergestellt werden können.

Diese Erklärung ist am gestrigen Sonntag durch Ansprachen der deutschen Minister im französischen Rundfunk bestätigt und unterstrichen worden.

### Henderson über die Pariser Verhandlungen.

London, 20. Juli.

Staatssekretär Henderson sagt in einer Erklärung u. a.: Ich bin nach Paris gegangen im Bewußtsein des Ernstes der Lage, aber ich war kaum gefaßt auf die schnellen Veränderungen, die in einer so kurzen Zeitspanne eingetreten sind. Der Beschluß, unseren Berliner Besuch aufzuschieben, war sehr schwierig, indessen ließ die Lage keine andere Möglichkeit; außerdem hoffe ich, daß der Besuch bald nachgeholt werden kann. Ich bin sehr bestrebt über den Pariser Besuch Dr. Brünings und Dr. Curtius; denn die Wichtigkeit, die ein deutsch-französisches Einvernehmen für Europa und die Welt hat, kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Diese Annäherung bedeutet auch eine gute Vorarbeit für die Londoner Konferenz.

### Der Zollunionsprozeß.

Im Haag begonnen.

Amsterdam, 20. Juli.

Vor dem ständigen internationalen Gerichtshof im Haag begann am Montagvormittag die öffentliche Behandlung des österreichisch-deutschen Zollunionsprozesses vom 19. März d. J., das dem Gericht vom Völkerbundrat zur Erstattung eines Gutachtens überwiesen wurde.



# Von Paris nach London.

(Fortsetzung von der 1. Seite.)

nichts verdorben wurde. Und wenn in London diese oder jene politische Frage wieder aufgerollt wird, dann stehen wir nicht mehr allein; dort sind unter anderem auch die Engländer und Amerikaner Konferenzteilnehmer, wobei besonders die letzteren sich grundsätzlich dagegen wehren würden, daß innerpolitische Streitfragen politischer Art in den Vordergrund geschoben werden.

London soll sich übrigens nur mit der finanziellen Hilfsaktion für Deutschland beschäftigen. Das ist sogar von Laol selbst beantragt worden, der dadurch einer Auseinandersetzung über das Abstützungsproblem aus dem Wege gehen will. Diese Begrenzung des Konferenzthemas ist von Frankreich am Sonntagmittag als sein besonderer Erfolg gepriesen worden. Am Sonntagabend tat es ihnen wahrscheinlich schon leid, da sie sich damit die Möglichkeit verbaut oder mindestens erschwert haben, jene ungeklärten politischen Streitfragen zwischen England und Frankreich dort abermals in die Debatte zu werfen, wo es gilt, die Bedingungen der finanziellen Hilfsaktion zu beschließen.

Daß Deutschland Garantien finanzieller Art geben muß, wenn es einen großen internationalen Kredit oder gar eine langfristige Anleihe erhalten soll, ist selbstverständlich und bei jeder Anleihe so. Unerträgliche Zumutungen wird man uns schon deshalb kaum stellen können, weil in London nicht die Franzosen allein,

# Reichswehr schützt Nazis

## Blanke Waffe gegen Reichsbanner in Potsdam

Aus Potsdam wird uns durch Augenzeugen über einen Skandal berichtet, in dessen Mittelpunkt eine Anzahl Potsdamer Reichswehrsoldaten stehen.

Einige Kameradschaften des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold aus Schöneberg-Friedenau hatten zusammen mit den Potsdamer Kameraden und ihren Frauen in der Nacht zum Sonntag eine Wondschneise auf der Havel bei Potsdam veranstaltet und waren dann zu geselligem Beisammensein bis Sonntagfrüh im Potsdamer Volkshaus vereinigt. In der dritten Morgenstunde bereits wurde dem Schöneberger Führer wiederholt gemeldet, daß einige Nationalsozialisten sich vor dem Eingang des Volkshauses aufhielten. Als man gerade zum Aufbruch nach Berlin rüstete, kam die Nachricht, daß einige Reichsbannerkameraden auf der Straße von Hakenkreuzlern überfallen und zum Teil erheblich verletzt worden waren und daß einer der Gäste des Reichsbanners, ein gewisser Pöhle aus Schöneberg, gewalttätig in das Rastlokal von Praet in der Kaiser-Wilhelm-Straße in Potsdam verschleppt worden war. Reichsbannerkameraden eilten nun dorthin und forderten, daß man Pöhle herausgebe. Die Nazis antworteten damit, daß sie geradezu ein Bombardement von Biergläsern und anderen Wirtschaftsgegenständen, darunter auch Stühlen, auf die völlig unbewaffneten, auf der Straße befindlichen Reichsbannerleute eröffneten. Sie konnten das um so leichter, als aus der Wirtschaft Praet zu ihrem Schutz sechs uniformierte Reichswehrsoldaten herauseilten, vor der Tür Aufstellung nahmen, die Säbel zogen und mit hochgehobenen Waffen die Reichsbannerleute fernhielten.

So bildeten die Reichswehrsoldaten eine Mauer, hinter der sich die Hakenkreuzler verließen und ihre Würgegriffe auf die Reichsbannerkameraden schleudern konnten.

Witten in dieser Situation erschien das Ueberfallkommando und man muß sagen, daß die Potsdamer Schupo ohne Ansehen der Person eingriff. Mit Gummiknüppeln trieben die Beamten die Nazis in das Rastlokal zurück, und auch einige Reichswehrsoldaten machten recht fühlbare Bekanntschaft mit dieser Polizeiwaffe. Die

Schupos drangen in das Rastlokal ein und stellten die Namen sämtlicher beteiligten Hakenkreuzler fest, darunter auch die der Reichswehrsoldaten, die schon lange zu den Stammgästen des Rastlokals gehören und dort auch in der Nacht zum Sonntag mit den Hakenkreuzlern gelacht und geknöpft hatten. Die Polizei holte auch Pöhle, der von den Hakenkreuzlern geradezu bestialisch zu gezeichnet worden war, aus dem Lokal heraus und sorgte für seine Ueberführung in das Städtische Krankenhaus in Potsdam, wo man erhebliche Schädelverletzungen an ihm feststellte. Außer Pöhle erlitten noch vier Reichsbannerleute zum Teil Verletzungen.

In der republikanischen Bevölkerung Potsdams ist die Erregung über diese Vorgänge um so größer, als man stolz darauf war, daß ein Ummarsch des Reichsbanners in der Stadt sich am Sonnabend in größter Ruhe und Ordnung vollzogen hatte und allein schon durch die Teilnahme zahlreicher Frauen an dem Fest im Volkshaus der friedliche Charakter der Veranstaltung gezeigt worden war. Den Nationalsozialisten kam es eben darauf an, den verhassten Reichsbannern eins auszuwichen.

Wir fragen: Wird es sich der Reichswehrminister gefallen lassen, daß auf die Verfassung der Deutschen Republik berechtigte Reichswehrsoldaten in Potsdam sich mit den republikanischen Faschisten Hitlerischer Couleur verbündern, um Republikaner zu bedrohen und niederzuschlagen?

Als Haupttäter bei dem Zusammenstoß zwischen Hakenkreuzern und Reichsbannerleuten in Potsdam kommt, wie wir noch erfahren, ein gewisser Papenfus aus Potsdam in Betracht. Papenfus, ein besonders rabiatler SA-Mann, war ursprünglich Schupo-Polizeibeamter. Vor ungefähr einem halben Jahre erhielt er wegen nationalsozialistischer Betätigung durch den Potsdamer Schupofommandeur den Laufpaß, und seitdem haben sich wegen seines gewalttätigen Auftretens die Polizeibehörden mehrmals mit ihm befaßt müssen. Er wurde am Sonntagmorgen zunächst festgenommen, dann aber nach seiner Vernehmung durch die Kriminalpolizei merkwürdigerweise wieder entlassen. Hoffentlich wird ihn der Strafrichter bald sein blutiges Handwerk für geraume Zeit legen.

# Unzufriedene Rundfunzhörer



am vergangenen Sonntag

sondern unter Leitung Macdonalds alle in Frage kommenden Mächte am Verhandlungstisch mit Deutschland sitzen. Ueberdies ist

die Stimmung aller beteiligten Regierungen und der internationalen Finanz durch die energischen Maßnahmen der Reichsregierung, besonders im Kampf gegen die Kapitalflucht, sehr günstig beeinflusst worden.

So kann man den jetzt nach London verlegten Beratungen mit Optimismus entgegensehen. Der Gedanke ist geradezu unnormierbar, daß, nachdem sogar die Klippe der Pariser Verhandlungen glücklich umschifft ist, die Londoner Konferenz scheitern könnte. Welche Regierung würde es wagen, die Verantwortung dafür vor der Welt zu tragen?

## Ämtliche Beurteilung in Berlin.

In Berliner ämtlichen Stellen beurteilt man das Pariser Ergebnis folgendermaßen:

Die Unterhaltungen in Paris sind genau so wie die in Chequers in vollkommener Harmonie verlaufen. Man hat alles durchgesprochen. Havas und französische Blätter bestätigen, daß die Atmosphäre durchaus angenehm, günstig und freundschaftlich gewesen ist.

Nach am Sonnabendabend erklärte Havas, ein positives Ergebnis der Besprechungen in französischem Sinne sei die Voraussetzung, ob die französische Regierung sich zur Reise nach London entschließen wird. Es war also anzunehmen, daß man erst eine Einigung zwischen Deutschland und Frankreich über alle Fragen gewissermaßen protokolllarisch herbeiführen wollte. Das ist nicht geschehen.

Man kann ohne Optimismus sagen, daß alles, was Deutschland von den Unterhaltungen in Paris erwarren konnte, in weitem Umfange erfüllt ist. Wir rechnen nicht mit einem finanziellen Ergebnis in Paris, unser Ziel war von Anfang an, das in London zu erreichen.

Seit langer Zeit ist Deutschland überhaupt nicht mehr im direkten Gespräch mit Frankreich gewesen. Wir haben uns wieder mit den Franzosen persönlich unterhalten können. Hätte man dieses Ergebnis nicht nach London mitnehmen können, dann wären jetzt dort mancherlei Hemmungen aufgetreten, und größere Unbequemlichkeiten hätten sich gezeigt, die nun aus dem Wege geräumt sind.

# Nordwolle-Untersuchung läuft.

## Sämtliche Bücher beschlagnahmt.

Bremen, 20. Juli. (Eigenbericht.)

Die Staatsanwaltschaft hat heute morgen sämtliche Bücher und das gesamte Buchungsmaterial nebst Unterlagen der Nordwolle beschlagnahmt.

Der Untersuchungsrichter hat dieses Material der Treuhand-Kriegsgefangenen, die mit der Prüfung der Bücher beschäftigt ist, ausgehändigt. Der Untersuchungsrichter sagt im Verwaltungsgebäude der Nordwolle und stellt die beschlagnahmten Bücher, soweit die Bedürfnisse der Weiterführung des Betriebes es erfordern, nur unter Kontrolle zur Verfügung.

# Gefängnisstrafe für Fabrikdirektor.

Wie der Ämtliche Preussische Pressedienst mitteilt, ist von dem Schöffengericht in Ratibor der Fabrikdirektor Max Kaufmann in Wechhammer, Kreis Cosel, wegen Vergehens gegen das Republikanengesetz in Tateinheit mit Beleidigung zu einer Gefängnisstrafe von drei Monaten verurteilt worden.

Der Beurteiler hat sich auf offener Straße beleidigend über den preussischen Ministerpräsidenten, den Minister Severing und den Polizeipräsidenten Orzeszinski geäußert.

# Andrang vor den Sparkassen

## Der Uebergang zum normalen Zahlungsverkehr

Die seit heute früh erfolgte Lockerung des Zahlungsverkehrs hat sich lediglich bei den Filialen der Städtischen Sparkasse etwas stärker ausgewirkt.

Hier standen in den frühen Morgenstunden wieder die vom vergangenen Donnerstag her bekannten Schlangen vor den Kassen. Die Sparkasse hatte ein Plakat zum Aushang gebracht, wonach sie nur Beträge bis zu 20 M. auszahlen darf. Außerdem erfolgt die Zahlung nur bei dringendem Geldbedarf des einzelnen Kunden und auch nicht, wie am Sonntag noch die Meinung in der Berliner Bevölkerung verbreitet war, täglich, sondern nur einmal auf jedes Konto in der Zeit von Montag bis Donnerstag. Gleich nach Öffnung der Schalter um 9 Uhr vormittags wurden die ersten Anstehenden eingelassen. Bemerkenswert war, daß der Andrang vor der Hauptkasse am Mühlendam in diesem nicht so stark war wie am Donnerstag, dagegen waren die Schlangen vor den Sparkassenfilialen der Außenbezirke etwas stärker. Soweit sich bis zu den Mittagstunden ein Ueberblick gewinnen läßt, suchten die geduldbereiten Sparer nur ein dringendes Geldbedürfnis zu befriedigen, von Geldhamsterei kann keine Rede sein.

## Das Berliner Bankenviertel

gewährt ein vollkommen ruhiges Bild, so daß auf jeden polizeilichen Sonderbeschäftigten verzichtet werden konnte. Nur vor dem Hauptportal der Reichsbank steht ein Polizeiposten. Vor den Geldschaltern der großen Privatbanken stehen nur wenige Kunden. Lediglich die verschlossenen Portale der Großbanken, die nur einen kleinen Eingang

offen lassen, geben einen Hinweis auf die außergewöhnliche Situation.

## Beim Postschekamt Berlin

ist der Andrang etwas größer, der heutige Montag zeigte das Bild eines geschäftigen Ultimatoges. Aber auch hier kommt man ohne jeden polizeilichen Schutz aus; Beamte der Reichspost üben die Aufsicht aus. Nach wie vor zählt das Postschekamt an seine Kunden Beträge bis zu 10000 Mark bar aus, aber Erkundigungen an den Schaltern zeigen, daß nur in den seltensten Fällen von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht wird. Die Mehrzahl der abgehobenen Beträge setzt sich aus kleinen Summen zusammen.

Ein etwas lebhafterer Verkehr herrscht noch vor den Wechselkassen der Deutschen Verkehrskreditbank auf den großen Fernbahnhöfen. Bekanntlich werden hier seit heute früh bis zum Betrage von 100 Mark Devisen abgegeben. Jeder Reisende, der Devisen braucht, muß seinen Reisepaß vorlegen und die gültige Eisenbahnfahrkarte dazu, aus der sich einwandfrei das Reiseziel ergibt. Nur unter dieser Voraussetzung erhält er Devisen. Kengstliche Gemüter glaubten sich diesen Umständen zu machen und verlangten auf Grund von Quartieranweisungen oder Mitteilungen von Bekannten aus dem Auslande ebenfalls Devisen. Sie mußten jedoch unverrichteter Dinge wieder abziehen, da die Wechselstuben ohne Paß und Fahrkarte keine Devisen abgeben. Im übrigen spielen die Einwechslungen eben angekommener Auslandsreisender, die ihre Devisen gegen Mark umtauschen, in dem augenblicklichen Geschäft der Wechselstuben die Hauptrolle.

# Jagd auf Einbrecher!

## Geglückte Flucht über die Dächer Neu-Tempelhofs.

Eine Kolonne von Bodeneinbrechern wurde am Sonntagvormittag im Hause Braunschweiger Ring 23-25 in Neu-Tempelhof mitten in der Arbeit überrascht. Obgleich die Polizei bald zur Stelle war, gelang es den Einbrechern, es soll sich um vier bis fünf Mann gehandelt haben, zu entkommen.

Eine Mieterin des Hauses wurde gegen 12 Uhr auf verdächtige Geräusche auf dem Boden aufmerksam. Als die Frau einen fremden Menschen die Bodentreppe hinaufgehen sah, alarmierte sie den Hausverwalter. Auf dem Boden waren sämtliche Veranschlagte erbrochen. An einer dunklen Stelle lagen mehrere gepackte Bündel, die von den Einbrechern, die ihre Entdeckung befürchteten und die Flucht ergriffen hatten, im Stich gelassen waren. Das zu Hilfe gerufene Ueberfallkommando und Beamte der Kriminalpolizei suchten den ganzen Baublock vom Keller bis zu den Böden stundenlang erfolglos ab. An mehreren Stellen waren die Fenster der Dachluken zertrümmert und die Verschlässe abgerissen. Die Bande ist demnach über die Dächer geflüchtet und dann, weitab vom Schuß, unter der Maste harmloser Leute nach unten gesiegen.

Die polizeiliche Aktion hatte unter den Bewohnern des Braunschweiger Ringes und der Siedlungshausbesitzer naturgemäß großes Aufsehen hervorgerufen.

Eine zweite, allerdings erfolgreiche Einbrecherjagd spielte sich in der Fürstenstraße 18 im Kreuzbergviertel ab. Dort wollten zwei Einbrecher einer Handtaschenfabrik einen nächtlichen Besuch abhalten. Am Sonnabend hatten sie sich einschließen lassen und machten sich, als alles ruhig geworden war, daran, eine Wand zu durchstemmen. Soweit war alles gut gegangen, aber am Sonntagabend kam das Pech. Als die beiden Einbrecher mit ihrer Beute das Haus wieder verlassen wollten, mußten sie feststellen, daß keines ihrer Werkzeuge zum Türöffnen geeignet war. Sie sahen in der Falle. Nach einem anderen Ausweg suchend, leuchteten sie mit ihren Taschenlampen umher und erregten dadurch die Aufmerksamkeit der Hausbewohner, die sofort die Polizei alarmierten. Auf die

Aufforderung der Beamten, mit erhobenen Händen herauszukommen, fügte sich der eine der Einbrecher sofort. Der andere machte Schwierigkeiten, er wollte sich auf die Beamten stürzen. Es wurde ein Schuß abgegeben, der ihn an der rechten Hand verletzte. Es ist ein 25 Jahre alter Herbert J. aus der Wilmannstraße in Neudöln.

# Blutige Zusammenstöße in Wesel.

## Bei einer nationalsozialistischen Kundgebung.

Essen, 20. Juli.

Heute mittag gegen 12 Uhr fand auf der Esplanade in Wesel eine große Kundgebung der Nationalsozialisten statt, an der etwa 5-6000 Personen teilnahmen.

Die Weseler Polizei, durch Landjäger der Umgebung noch verstärkt, überwachte die Kundgebung. Im Laufe einer Auseinandersetzung über die Zulassung eines kommunistischen Disfussionsredners, der früher in der SA tätig gewesen war, kam es zu einer wüsten Schlägerei. Die Polizei griff sofort ein. Sie mußte, da sie mit dem Gummiknüppel allein die Ordnung nicht wiederherstellen konnte, auch zum Revolver greifen und Schreckschüsse abfeuern.

Es gab eine Anzahl Schwer- und Leichtverletzte, 10 Personen wurden festgenommen. Am Spätnachmittag kam es wiederum zu Zusammenstößen, bei denen auf beiden Seiten Schüsse gewechselt wurden.

# Berliner Familie schwer verunglückt.

Ein schwerer Automobilunfall ereignete sich am Sonntagvormittag auf der Gollnower Chaussee in der Nähe der Ortschaft Glemzig. Ein mit drei Personen besetzter Kraftwagen fuhr infolge einer Reifenpanne in voller Fahrt gegen einen Baum. Die Insassen, der Berliner Diplomingenieur Edmund Krüger mit Frau und Sohn, wurden durch die Windschuttscheibe geschleudert, wobei Frau Krüger und ihr 13jähriger Sohn so schwere Verletzungen erlitten, daß sie dem Gollnower Kreis-Krankenhaus zugeführt werden mußten.



# Das Nordwolle-Verbrechen.

Die Bremer Schröder-Bank schließt die Schalter.

Bremen, 20. Juli.

Die J. F. Schröder-Bank a. a. U., Bremen, teilt folgendes mit: Die allgemein bekannte schwere Wirtschaftskrise, die sich in jüngster Zeit besonders verschärft hat, hat sich auf unser Unternehmen so ausgewirkt, daß wir uns gezwungen sehen, unsere Kassen für diese Woche zu schließen. Wir sind in ersten Verhandlungen mit bremischen und auswärtigen Wirtschaftskreisen zur Durchführung einer Stützungsaktion.

Wie das „Hamburger Fremdenblatt“ dazu erfährt, ist die J. F. Schröder-Bank in sich völlig gesund. Es sei aber nicht gelungen, das für die Erledigung der Geschäfte dringend notwendige Kapital zu beschaffen. Wenn es gelinge, in Paris und London zu einem günstigen Ergebnis zu kommen, so seien die Schwierigkeiten, die einer Weiterführung zur Zeit im Wege stehen, beseitigt. Die Reorganisation der Bank soll alsdann auf verbesserter Kapitalbasis erfolgen, und ebenso soll für eine wesentliche Verstärkung der flüssigen Mittel Sorge getragen werden, damit den Reuanforderungen, die die Wirtschaft stellen wird, in vollem Umfang nachgekommen werden kann. Im Interesse der Gesamtläubigerschaft und aus formalen Gründen hat sich die Bank veranlaßt gesehen, den Antrag auf Einleitung eines gerichtlichen Vergleichsverfahrens zu stellen. Dieser Antrag soll sofort zurückgezogen werden, sobald es im Laufe der Woche gelingt, die Sachlage für das Unternehmen in günstigem Sinne zu klären. Der bremische Staat ist führend an den Stützungsverhandlungen beteiligt, und auch führende bremische Wirtschaftskreise sind zur Zeit eifrig bemüht, durch Flüssigmachung von Mitteln die J. F. Schröder-Bank wieder in Betrieb zu setzen.

## Auffstieg und Spekulationstrieb.

Bremen, 20. Juli. (Eigenbericht.)

Der Zusammenbruch der Schröder-Bank muß für das bremische Wirtschaftsleben schwerwiegendste Folgen haben. Für sämtliche Industriebetriebe an der Unterweser war diese Bank das am stärksten engagierte Finanzierungsunternehmen. Insbesondere hatte sich Schröder bei den Werften, und selbstverständlich auch in der Schifffahrt und in der Hochseefischerei festgelegt.

Daneben war die Schröder-Bank in vielseitigen Geschäften im Ausland tätig, ganz besonders in England. Es hängt jetzt ganz von den großen politischen Verhandlungen in London ab, ob die Auslandsgläubiger zum Konkurs drängen oder nicht.

Zunächst fehlt der bremische Staat alle Hebel in Bewegung, um die Schröder-Bank wieder flott zu machen.

Nach den bisherigen Meldungen rechnet man in zuständigen Kreisen mit einem Erfolg der Stützungsaktion.

Die Schröder-Bank wurde 1920 gegründet. Sie ging aus der Bankfirma Schröder, Hege u. Weghauen hervor. Der Leiter des Unternehmens, Bankier Schröder, der in den letzten Jahren zu den einflussreichsten und mächtigsten Männern des hanseatischen Wirtschaftslebens gehörte, stammte als einfacher Bankangestellter aus kleinsten Verhältnissen. Sein Vater war in einer Bremer Vorstadt Schuhmacher. Auch dem Bankier Schröder sind der rasche Aufstieg und der mühevolle Verdienst, der in der Inflationszeit ihm zufließt, nicht gut bekommen.

Zwar war er ein äußerst aktiver und energischer Mann, aber ebenso wie bei seinem größeren Kollegen Jakob Goldschmidt hatten seine Geschäfte und Unternehmungen alle einen Stich ins Spekulative.

Kurz nach der Gründung der jetzigen Schröder-Bank wurde in Bremen in der Nähe des Rathauses ein gewaltiger Bankpalast errichtet. Eine große Anzahl von Niederlassungen und Depositionskassen schoß nicht nur in Bremen und den Unterweserstädten, sondern auch in Hamburg aus dem Boden.

Schröders Ehrgeiz war, vor fünf Jahren

eine Rieseunternehmung zusammenzuschweißen,

der die Vormachtstellung der Bremer Schiffbaubetriebe (Weferwerft, Tecklenborg) gegenüber Hamburg festlegen sollte. Zu diesem Zweck versuchte Schröder sogar, in die Hochburg des Hamburger Wirtschaftslebens, in die dortigen Werftbetriebe, einzudringen. Diesen Versuch nahmen ihm aber die Hamburger, die schon sowieso das mächtige Aufkommen des Norddeutschen Lloyd in Bremen mit schiefen Augen anfaßen, sehr übel. Es kam damals zu einer Art

Einheitsfront des Hamburger Wirtschaftslebens gegen Schröder,

der sich bei der geschlossenen Abwehr des Hamburger Großkapitals, wenn auch zähneknirschend, in seine Niederlage finden mußte.

Schröders Gebanke, bereits 1927 eine durchgreifende Rationalisierung und Zusammenlegung der völlig übersehten deutschen Werftindustrie durchzuführen, hatte ganz zweifellos etwas Richtiges an sich. Da aber Schröder die Rationalisierung nur „im Negativen“ betrieb, nämlich eine Werft nach der anderen aufkaufte und dann stilllegte und verschrotten ließ — wir erinnern nur an die Tragödie der Stettiner Vulkanwerft und der nicht minder wertvollen Tecklenborgwerft in Wefermünde — so konnten schwerste Verluste nicht ausbleiben.

Der von Schröder als Fusionsunternehmen gegründete Deschimag-Konzern (Deutsche Schiffbau- und Maschinen-A.G. Bremen), in der zunächst die alte Bremer Weferwerft und den Tecklenborgwerft vereinigt wurden, saugte nach und nach Werftbetriebe in Stettin, Rensburg und Hamburg auf, nur um in kurzer Zeit den größten Teil wieder stilllegen oder sogar verschrotten zu müssen. Schon im vergangenen Jahr hatte Schröder durch den notwendig gewordenen Kapitalschnitt bei der Deschimag von 25 auf 14 Millionen schwerste Verluste auf sich zu nehmen.

Für den katastrophalen Zustand der Deschimag-Betriebe ist es bezeichnend, daß jetzt in den Hauptwerken, bei der Wefer A.G., nur noch 1000 Mann im Betrieb stehen, während vor zwei Jahren, als die „Europa“ gebaut wurde, 16 000 Mann die Schiffbaubetriebe bevölkerten.

Die Schröder-Bank ist eine Kommanditgesellschaft auf Aktien mit einem Kapital von 15 Millionen. Die Bilanz per 30. Juni 1931 liegt noch nicht vor. Im Vorjahre wurden Gläubiger mit 165 Millionen ausgewiesen, denen Buchschuldner von 88 Millionen gegenüberstanden. Kommanditisten der Schröder-Bank sind J. F. Schröder, A. G. Weghauen und Adolf Braudmüller. Der Vorsitz des Aufsichtsrates ist in den Händen von B. C. Hege, dem früheren Inhaber der Bank Hege u. Weghauen.

Der „Montag Morgen“ des Herrn Leopold Schwarzchild hat sein Erscheinen eingestellt. Das Blatt kämpft seit langem mit finanziellen Schwierigkeiten. Herr Schwarzchild aber verkündet, daß — — — die neue Preissenkung ihn zur Einstellung veranlasse. Nach dieser Mutterleistung wird man künftig ihn und seine Mitarbeiter politisch nicht mehr ernst nehmen können.

# Brücken aus Papier und eßbare Filme

Gespräch mit Professor Haes.

„Sie müssen keine übernatürlichen Dinge von uns erwarten!“ sagt Professor Haes, der Leiter der Organischen Abteilung des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Chemie in Berlin-Dahlem, „es geht alles eigentlich ganz selbstverständlich zu. Wir haben bisher allerdings nur negative Beweise dafür bekommen, daß wir Zellulose künstlich werden herstellen können; aber auch dieser negative Beweis enthält noch eine Fülle von Aufgaben für unsere Techniker und Ingenieure.“

Ich will nur aufzählen, was wir in nicht allzu langer Zeit zu erwarten haben: wir werden vielleicht einmal Brücken — aus Papier bauen, wir werden unsere Filme — essen, oder zum mindesten an unser Vieh verfüttern, wir werden möglicherweise auch Viehfutter direkt aus dem Holz unserer Wälder herstellen — kurz, wir werden eine Reihe von neuartigen Dingen schaffen können, sobald lediglich die technischen Verfahren dafür entwickelt sind.

Wenn ich von einer „Brücke aus Papier“ spreche, so darf das natürlich nur als Vergleich aufgefaßt werden. Papier wird der Baustoff nicht sein, aber irgendein Gebilde, das so ähnlich ist. Papier ist ja ein Gemenge aus Holzschliff, Kaolin und Dextrin, wobei der Holzschliff, also die Zellulose, gewissermaßen nur das Gerüst darstellt, während Kaolin — durch Dextrin gebunden, die weiße Füllung ist. Aber schon an der Festigkeit des Papiers kann man sehen, was für enorme Belastungen eine vegetabilische Faser auszuhalten vermag: unsere Messungen haben ergeben, daß die Zerreißfestigkeit einer Zellulosefaser fast genau gleich der des Stahls ist.

Man weiß aus der Praxis, wie fest z. B. Schiffstau aus Hanf sind, und Brücken aus Bast, wie sie Eingeborene tropischer Länder bauen, sind auch dem Laien nichts Unbekanntes. Daß auch wir Brücken aus Zellulosefasern herstellen können, liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit, wobei wir durch geeignete Behandlung der Fasern einen Baustoff gewinnen, der so formbar ist, daß er außer den statischen Beanspruchungen auch die architektonischen Forderungen vollkommen zu erfüllen vermöchte.

Natürlich ist das noch Zukunftsmusik! Aber wie liegen die Dinge von der wissenschaftlichen Seite aus gesehen? Wir arbeiten hier in fünf verschiedenen Disziplinen an der Natur der Zellulose, wir betrachten sie von der chemischen, physikalischen, morphologischen und röntgenologisch-mikroskopischen Seite und dürfen feststellen, daß wir in bezug auf die Zellulose das erste wissenschaftliche Institut der Welt sind. Es ist uns gelungen, Zellulose in chemisch reiner Form herzustellen. Damit haben wir den Beweis erbringen können, daß die Zellulose an sich gar kein Baustoff ist, sondern daß bei allen zelluloseverarbeitenden Industrien die natürlich gewachsene Faser — mag sie mechanisch auch noch so zerkleinert sein — die tragende Rolle spielt.

Zellulose an sich verhält sich ähnlich wie Rohrzucker und ist ein weißliches, wasserlösliches Pulver, das auch gut vom menschlichen und tierischen Organismus vertragen wird. Es enthält Nährwerte und kommt deshalb — wenn vielleicht auch nicht als Nahrungsmittel — so doch zum mindesten als Futtermittel in Frage. Wir können gut, wie ich gleich beschreiben werde, unsere Filme weiter

verarbeiten, die Zellulose daraus gewinnen und aus ihr — Futtermittel herstellen. Um einem Irrtum vorzubeugen möchte ich sagen, daß unter „Film“ nicht die Photo- oder Kinofilme zu verstehen sind, sondern die dünnen Filmbäume, wie sie unter dem Namen Zellulosephan für Komfenglöserverschlässe, Buchhüllen und Schokoladenpackungen seit einiger Zeit im praktischen Gebrauch sind.

Nachdem uns die Natur der Zellulosefaser einigermaßen klar geworden ist, sind die Vorgänge bei diesem modernen Wunderstoff ziemlich leicht zu begreifen. Die reine Zellulose hat nämlich gar keine Bindkraft, und wenn z. B. unsere Kunstseidenindustrie und unsere Filmindustrie daranginge, das Rohmaterial ganz außerordentlich zu zerkleinern, so würden weder Strümpfe noch Blusen noch Filme hergestellt werden können. Die Festigkeit beruht allein auf der Struktur der Faser: sie ist gebildet aus einer Vielzahl winziger Kammern, in denen sich Zellulose befindet. Wird eine solche Faser zermahlen, so wird eine Reihe von Kammern zerstört und damit die Festigkeit der Faser herabgesetzt.

Die Zellulose in den Kammern geht sehr gut chemische Verbindungen ein, so z. B. mit Essigsäure oder Salpetersäure. In einem Fall bekommen wir den Kunstseidenfaden oder den nicht entflammaren Film, im anderen den brennbaren Film oder Schießbaumwolle oder Zelloid.

Ist eine Faser, gleichgültig ob Baumwolle- oder Kami- oder Halbfaser, nitrirt oder azetyliert worden, so hat die in dem Kammern befindliche Nitro- oder Azetylzellulose ein sehr großes Lösungsbremsvermögen; letztere ist z. B. in Chloroform löslich. Die Wände der Kammern legen den Lösungsbestrebungen Widerstand entgegen, aber die Zellulose saugt das Lösungsmittel durch die Wände auf. Eine Anzahl Kammern platzt, eine Anzahl Kammern aber fängt an, frei in dem Lösungsmittel herumzuschwimmen: je weniger Lösungsmittel zugesetzt worden ist, um so mehr Kammern bleiben intakt und da die Fasern immer mehr mit Flüssigkeit gefüllt sind, so ist aus der ursprünglich harten Faser jetzt eine weiche, formbare und durchsichtige Masse geworden. Jetzt kann man diese Masse beliebig verarbeiten zu einem der vorbenannten Produkte. Das wäre auch der Weg, den man für die Bereitung der Futtermittel zu wählen hätte.

Wenn die Zellulose das Lösungsmittel durch die Wände aufsaugt, so entstehen Ausbuchtungen der Kammerwände, bis — der gleichzeitige — die Faser etwa wie ein reifer Maiskolben aussieht. So wird man auch verstehen, warum der Hausfrau die Wäsche (leider!) einläßt: wenn sich die Kammerwände nach der Seite ausbilden, so müssen sie in der Länge schrumpfen. Tatsächlich verkürzt sich eine Faser im Lösungsmittel fast auf die Hälfte. Wäscht man die Faser um einen Glasstab und taucht dieses in das Lösungsmittel, so ist die Kraft der sich verkürzenden Faser so groß, daß der Glasstab zerbricht!

Mit diesen neuen Erkenntnissen sind wir auch auf einen neuen Sprengstoff gekommen, der die Anforderungen der interessierten Stellen nach sehr viel N erfüllen dürfte. Walter Stöling.

## Josef Goebbels der Nationaldichter.

Die Bemühungen der Nazis, sich der Bühne für ihre hehre Kultur zu bemächtigen, sind bislang völlig mißglückt. Zuletzt ging die „R.S.-Volksbühne“ den Weg alles Fleisches. Aber der Kulturminister der Hitler-Partei, Rosenberg mit Namen, will nach „Der Deutschen Revolution“, dem Organ der revolutionären Nationalsozialisten, „mit bedeutenden Geldmitteln“ in Berlin ein Theater pachten, das nur vom „Kampf und für deutsche Kultur“ genehmigte Stücke aufzuführen soll. Die Vorarbeiten sind schon weit gediehen. Aber nun kommt der Haken: Josef Goebbels, Reichspropagandaleiter der Hitler-Partei, hat die Forderung gestellt, daß die neue Bühne als erstes Stück seinen „Wanderer“ herausbringe, und zwar für eine Spieldauer von sechs Wochen.

Es ist uns gleichgültig, ob es einstufige Gruppen unter den Nazis gibt, die diese Katastrophe bisher verhütet haben. Wir können auch nicht unterfragen, ob das Urteil „Der Deutschen Revolution“ zutrifft, es handelt sich um einen „liberal-marxistischen Schmarren“, der nicht einmal die Entschuldigung guten Stiles für sich habe. Die Hauptsache ist und bleibt, wie sich die Nazis für die Zukunft der deutschen Literatur und des deutschen Theaters denken. Es braucht bloß einer von ihnen genug politische Macht zu haben, zum Beispiel ein Propagandaleiter wie Goebbels zu sein, so kann er sich selbst als deutschen Nationaldichter deklarieren und anordnen, daß das Volk — zunächst die P.g. P.g. — sechs Wochen sein Stück ansehen. Ob sie dazu kommandiert werden, wie die Soldaten früher beim Kommiß zur Kirche, oder ob sie dafür auch noch zahlen müssen, wissen wir nicht (wahrscheinlich das letztere).

Im allgemeinen wird bei uns über den mangelnden Dramatikerwuchs geklagt. Im Dritten Reich wird das anders: die kleinen Örnegrotte erkennen sich selbst zu Goethe und Schiller, Kleist und Heibel, und „das Volk“ hat, was es braucht. Was meber in Sowjetrußland noch in Mussolini-Italien in dem Maße möglich ist, bei uns wirds Ereignis: die Kunst ist eine Sache der Organisation, und die Drahtzieher liefern sie am laufenden Bande.

## Das ethische Recht auf den Tierversuch.

Der amerikanische Philosoph Professor John Dewey wendet sich im „Atlantic Monthly“ in energischer Weise gegen die überhebliche Propaganda der Biosektionsgegner. Ohne allen Zweifel, sagt Dewey, sind die Qualen, die an einem einzigen Tag in einem einzigen Schlachthaus irgendeiner Stadt unseres Landes den Tieren zugefügt werden, größer als diejenigen, die Tiere während eines ganzen Jahres oder einer Reihe von Jahren in den gesamten wissenschaftlichen und medizinischen Laboratorien unseres Landes zu erdulden haben. Treten wirklich diejenigen mit reinen Händen als Ankläger auf, die Tag für Tag, ohne Protest, ja ohne Versuch, bestehende Lebel abzuheben oder sie zu mildern, mit Behagen ihren physischen Appetit auf Kosten des Sterbens von Tieren befriedigen, um sich auf der anderen Seite über eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Fällen zu entrüsten, in welchen Tiere unter sorgemäßer Anwendung aller schmerzlindernden Mittel im Dienste des wissenschaftlichen Fortschritts und des Menschenglücks getötet werden? Bevor es endgültig feststeht, daß das Töten von Tieren, die dem Menschen als Nahrung dienen sollen, unrecht ist, ist jede Bewegung, die das Recht des Tötens von Tieren im Interesse des Lebens und der Gesundheit von Männern, Frauen und Kindern bestreitet, moralisch anfechtbar. Und sie ist das um so mehr, als in letzterem Falle unendlich mehr getan wird, das Tier vor Schmerz zu bewahren als in jenem.

## Das Theatersterben in Berlin.

Von den in diesem Jahre gespielten Berliner Theatern haben das Berliner Theater, Lessing-Theater, Renaissance-Theater, Kammertheater, Theater am Zoo, Komödienhaus, Theater des Westens, Theater am Schiffbauerdamm, Lustspielhaus und Kleines Theater für die nächste Spielzeit noch keinen Pächter. Voraussichtlich werden auch nur die beiden letzten von den Besitzern, den Gebrüder Koster, selbst geführt werden. Die übrigen Theater werden voraussichtlich geschlossen bleiben, oder nur von Fall zu Fall gespielt werden. Es besteht ja noch immer die Aussicht, daß sich Notgemeinschaften von Schauspielern bilden, neue Schauspielerguppen, die Stücke ausprobieren, um sie in einem Serienplan in eins der obengenannten leerstehenden Theater zu verlegen.

## Zur Rettung der Zuschautheater.

Der Städtetag ermögt besondere Maßnahmen, bei weiteren sich als notwendig erweisenden Einsparungen der Städte den in Not geratenen städtischen Theatern über die kritischen Monate des kommenden Spieljahres hinwegzuhelfen. Es werden zur Zeit eine Reihe Vorschläge geprüft, wie die Uebernahme einer Theaterversicherung, die in erster Reihe für die städtischen Theater, die auf einen festen Abonnentenstamm rechnen können, zugeschnitten ist. Auch der Plan einer von den Städten durchzuführenden Theaterlatterie steht wieder im Vordergrund. Für die Städte handelt es sich in der Hauptsache auch darum, ob solche besonderen Hilfsmassnahmen über die Stadtkassen bzw. die Reichsgrazentrale durchzuführen wären, die ja letzten Endes die Garantie für solche Kredite übernehmen müßte. Voraussichtlich wird man versuchen, die mit Rücksicht auf die vorgeschrittenen Zeit als dringend erkannten Konfinanzierungen auf dem Wege einer allgemeinen Konferenz der Theaterdezenten der großen Städte zu klären.

## Hermann Hendrich tödlich verunglückt.

Der Ehrenbürger der Gemeinde Schreiberhau, der bekannte Maler und Gründer der Sagenhalle, Professor Hermann Hendrich, wurde am Sonnabendnachmittag beim Ueberqueren eines Bahnüberganges vom Zuge erfaßt und dabei so schwer verletzt, daß der Tod auf der Stelle eintrat. Hermann Hendrich hat ein Alter von 77 Jahren erreicht.

## Sowjetregierung für Piscator.

Der Regisseur Piscator wurde von der Sowjetregierung zum Direktor des Internationalen Theaters in der Sowjetunion ernannt. Piscator wird mehrere kommunistische Filme in Leningrad herstellen, die für den Abfah in Europa, u. a. auch in Deutschland, bestimmt sind.

Kartellvertrag zwischen Schreiberhau und Pressemitarbeiter. Der Verband der Pressemitarbeiter (BdP.) hat mit dem Schreiberhauer Verband deutscher Schriftsteller einen Kartellvertrag abgeschlossen. Nach diesem Vertrag übernimmt der Schreiberhauer Verband deutscher Schriftsteller den Rechtsschutz für die Pressemitarbeiter, soweit dieser nicht arbeitsrechtlicher Natur ist. Die Darlehensgenossenschaft für Beschäftigung von anerkannten Honorarforderungen steht den Mitgliedern des BdP. weiter zur Verfügung. Doch übernimmt der BdP. künftig keine Berufsinteressen selbständig und ist damit zur Reichsorganisation der Pressemitarbeiter geworden. Die Vorstandsmitglieder vom BdP., Franz Wagners und Walter Kausch, sind weiter im Hauptortland des Schreiberhauer Verbandes deutscher Schriftsteller vertreten.



# Verbandstag der Hutarbeiter

## Sitzverlegung nach Berlin beschlossen

In Ulm tagte in der vergangenen Woche der Verbandstag der freigewerkschaftlichen Hutarbeiter. Der Verband hat sich, wie der Verbandsvorsitzende Brösche berichtete, trotz der Krise verhältnismäßig gut gehalten. Die Mitgliederzahl ging unter dem Druck der Arbeitslosigkeit seit dem letzten Bericht um 1438 zurück. Dem Eintritt von 9324 Mitgliedern standen 10758 Austritte gegenüber. Die Zahl der Vollarbeiter ging von 59 Prozent im Jahre 1928 auf 49 Prozent im Jahre 1930 zurück. Die Zahl der Arbeitslosen stieg von 26 Prozent im Jahre 1928 auf 32 Prozent im Jahre 1930. Kurzarbeiter wurden gezählt im Jahre 1928 15 Prozent und 1930 19 Prozent.

Der Verband hatte in der Berichtszeit 41 Tarifbewegungen durchzuführen: 1928: 22, 1929: 10 und 1930: 9; unter den in den beiden ersten Jahren durchgeführten 32 Tarifbewegungen war nur eine Abwehrbewegung; die übrigen waren Angriffsbewegungen. Die sozialen Bestimmungen in den Manteltarifen wurden restlos erhalten, sogar an einigen Stellen Verbesserungen erzielt. Neben dem Kampf um Ausbau und Sicherung der Tarifverträge mußte eine scharfe Abwehr gegen den Abbau der übertariflichen Löhne durchgeführt werden. Unter den

### Berufskrankheiten der Hutmacher

sind die gefährlichsten die Quecksilbervergiftungen; im Jahre 1928 kamen 45, 1929: 47 und 1930: 25 Fälle vor. Schwere Erkrankungen, die zum Teil den Tod zur Folge hatten, sind ebenfalls zu verzeichnen. Sie traten ein durch Vergiftungen infolge von Säuren und Gasen. Brösche schloß seinen Bericht mit einem Appell an die Hutarbeiterschaft, gerade jetzt den letzten Mann aufzubieten, um die Reihen des Verbandes zu stärken.

Der von Müller erstattete Kassenbericht zeigte folgendes Bild: Die Beitragseinnahmen gingen infolge der Arbeitslosigkeit beträchtlich zurück, während die Unterstützungsausgaben kräftig gestiegen sind. Die Ausgaben für Unterhaltungen an Erwerbslose und Kranke erreichten eine Höhe, wie sie der Verband in früheren Krisenjahre nie gekannt hat. Die Einnahmen betragen 1.447.458

Mark, die Ausgaben 1.206.779, so daß für Kampfwende rund 210.000 Mark zurückgelegt werden konnten. Für die neue Beschäftigungsperiode sind noch größere Anforderungen an die finanzielle Leistungsfähigkeit des Verbandes zu erwarten.

Einstimmige Annahme fand ein Antrag der Verbandsleitung, wonach zu gegebener Zeit die Zusammenlegung der Verbandszeitung des Deutschen und des Oesterreichischen Hutarbeiterverbandes vollzogen wird. Mit Mehrheit wurde ein Antrag Schreier-Dresden angenommen, durch den ein besserer Schutz der als Betriebsräte tätigen Verbandsfunktionäre gewährleistet werden soll.

### Zur Frage der

### Verbandsitz-Verlegung von Allenburg nach Berlin

bzw. Ludenwalde waren die Delegierten nicht einheitlicher Auffassung. Trotzdem wurde ein Antrag auf Sitzverlegung nach Berlin angenommen.

Eine eingehendere Aussprache erfolgte beim Kapitel Invalidenunterstützung. Am 1. Januar 1930 wurde die Versicherung eingeführt. Die Unterstützungssumme dürfte nach vorläufiger Berechnung 50.000 bis 55.000 Mark pro Jahr betragen. Der Verbandsvorstand schlägt vor, vorerst an den bisherigen Sätzen keine Änderungen vorzunehmen und eventuell nach genauer Uebersicht über den Stand und die Leistungsfähigkeit der Kasse eine Erhöhung durchzuführen. Der Verbandstag beschließt im wesentlichen im Sinne der Vorstandsvorschläge. Angenommen wird auch ein Antrag, wonach den Mitgliedern nach 52 Wochen Invaldität das 60fache des zuletzt geleisteten Beitrags als Sterbegehalt ausgezahlt wird.

Durch einen besonderen Beschluß wird der Verbandsvorstand vom Verbandstag beauftragt, neben dem Kampf um die gesetzliche Festlegung der 40-Stunden-Woche alle Maßnahmen zu ergreifen, um auch bei den künftigen Tarifverhandlungen für die vom Verband umfaßten Berufsgruppen die 40-Stunden-Woche zu erzwingen.

Die Wahlen zum Verbandsvorstand ergaben: 1. Vorsitzender Brösche, 2. Vorsitzender Hermann, Kassierer Müller und Redakteur Staub.



### Rückschau.

Die Jugendstunde brachte ein Dreigespräch „Jugendliche in der Fabrik“. Ein Erwachsener stellte Fragen, soweit es nötig war, die Unterhaltung anzuregen. Die Aussagen zum Thema machten die Jugendlichen. Aus den Berichten der beiden jungen Menschen sprach Freude an ihrer Arbeit. Aber Freude an der Lehrzeit betrafte nur der eine, der in einem gewerkschaftlichen Betriebe Lehrling ist; hier kann er sich wirklich als Teil eines großen, wertschöpfenden Ganzen fühlen. Der andere dagegen mußte berichten, daß er mit 16 Jahren für falsch ausgeführte Arbeit oder Werkzeugschäden Ohrfeigen bekam. Erst in der Zusammenarbeit mit den Gesellen wurde das Verhältnis besser. Hier hilft der Lehrling, den Akkordlohn des Gesellen zu verbessern; wenn er selber auch noch keinen materiellen Gewinn von seiner Arbeit hat, so kann er doch schon erreichen, wieviel er dem andern nützt. Beide Jugendliche, die durch ihre klaren Aussagen sehr deutliche Bilder ihrer Lehrzeit entwarfen, waren sich darin einig, daß sie selber direkt noch nicht dazu beitragen können, Arbeitsverhältnisse zu bessern, da es ihnen hierzu an Wissen und Erfahrung fehlt. Aber der Anschluß an die gewerkschaftliche Organisation gibt ihnen doch die Möglichkeit, nach Kräften dazu beizutragen und später vollwertige Mitkämpfer der Arbeiterschaft zu werden.

Eine Unterhaltung zwischen M. R. Gehrke und Lisa Matthias „Zwei Frauen reifen im Auto durch die Welt“ war so oberflächlich, daß es für die Funkhörer nicht das mindeste Interesse hatte.

Ueber „Das schöne und das häßliche Kind“ sprach Dr. L. Blatt. Seine Ausführungen zeigten, wie wichtig es ist, die Kinder vor einer Ueberschätzung der Schönheit zu schützen, wenn man ihnen nicht schweren Schaden fürs Leben zufügen will. Ein Kind, das erfährt, daß es durch seine Schönheit überall Vorteile hat, entwickelt sich sehr leicht zu einem haltlosen Menschen, der immer ohne eigene Mühe Gewinn sucht. Umgekehrt wird ein Kind, das von der Bedeutung der eigenen Häßlichkeit überzeugt ist, verschlossen und lebensfremd; oft ist es schwer erziehbar, weil es unter der Bevorzugung der hübscheren Kinder schwer leidet.

Heute abend, 8.45 Uhr, spricht im Programm der Deutschen Welle Felix Stößinger über „Das Kinderelend in Rußland“ nach bolschewistischen Quellen. Tes.

### Montag, 20. Juli.

### Berlin.

- 16.00 1. a) Glasunow: Variationen Fis-Moll; b) Rinkens: Toccata und Fuga (Horn-Gebhardt, Flügel). 2. Mussorgsky: Lieder (Adelheid Holz, Sopran).
- 3. a) Loelliet: Sonate F-Dur; b) Niemann: Allmande, op. 39; c) Blumer: Taranella, op. 46 (Kurt Pfeifferle, Flöte; am Flügel: Julius Böger).
- 17.00 Olympia-Vorprüfung der Leichtathleten. (Heinrich Troßbach.)
- 17.20 Dr. Martin Gumpert: Soziale Kosmetik.
- 17.40 Renato Mondo liest eigene Novellen.
- 18.00 Prof. Dr. Julius Wolf: Weltwirtschaftskrise und kapitalistisches System.
- 18.30 Unterhaltungsmusik.
- 19.55 Mitteilungen des Arbeitsamts.
- 20.00 Wovon man spricht.
- 20.30 Tages- und Sportnachrichten.
- 20.40 1. Rathaus: Kleines Vorspiel. 2. Höfner: Marsch aus der „Partita“. 3. Mozart: Sinfonie G-Moll K. V. 550. 4. Schubert: Sinfonie B-Dur Kammerorchester Michael Taubel).
- 22.00 Wetter-, Tages- und Sportnachrichten. Tanzmusik.

### Königsweusterhausen.

- 17.00 E. Opre: Chemisch-physikalische Schilertunzen.
- 17.30 Purcell, ein Klassiker der englischen Musik.
- 18.00 P. Dr. Stephanus Hilpich: Das katholische Mönchtum.
- 18.30 Prof. Dr. H. Großmann: Die chemische Produktion Deutschlands.
- 18.55 Wetter für den Landwirt.
- 19.00 Dr. M. H. Boehm: Volksedanken und Weltanschauung.
- 19.25 Dr. Burckhardt: Viehverkäufe und Absatzschwierigkeiten.
- 20.00 Königsberg: Konzert.
- 20.45 Felix Stößinger: Das Kinderelend in Rußland, nach bolschewistischen Quellen.
- 21.15 Hamburg: Blasmusik.

Better für Berlin: kühl und unbeständig mit einzelnen Schauern, nordwestliche Winde. — Für Deutschland: liberall unfreundliches und ziemlich kühles Wetter mit wiederholten Regenfällen.

Reklamoff. für die Redaktion: Herbert Köpcke, Berlin; Anzeigen: H. Glöde, Berlin. Verlag: Hermann Berlin & Co., m. b. H., Berlin. Druck: Hermann Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Sinner & Co., Berlin SB 68, Lindenstraße 2, Dienst 4 26122.

## Arbeitgeberverband aller Behörden.

### Soll demnächst gegründet werden.

Die Vertretungen der Verwaltungen und öffentlichen Betriebe des Reiches, der Länder und der deutschen Gemeinden hatten vor kurzem im Reichsfinanzministerium Verhandlungen, in denen der Zusammenschluß der Hoheits- und Betriebsverwaltungen, also sämtlicher Behörden des Reiches, der Einzelländer, der Gemeinden und Gemeindeverbände usw., zu

### einem Reichsarbeitgeberverband

erörtert wurde. Dem Vernehmen nach ist eine Kommission eingesetzt worden zur Ausarbeitung der Satzungen. Die Ausprache wird Ende August oder Anfang September fortgesetzt. Dann erst ist mit der offiziellen Gründung des Arbeitgeberverbandes zu rechnen. Ueber den Zweck dieses Zusammenschlusses verhandelt zunächst noch nichts, doch scheint dabei insbesondere an eine einheitliche Linie für die Tarifgestaltung der Arbeitnehmer in der öffentlichen Verwaltung bzw. an eine zentrale Einwirkung bei weiteren gesetzgeberischen Maßnahmen gedacht worden zu sein.

## Druck auf die Löhne der Gemeindearbeiter.

### Ohne Rücksicht auf den Tarifvertrag.

Die Gemeindearbeitgeberverbände in den Bezirken Rhein-Main, Baden und Rheinpfalz fordern eine sofortige Herabsetzung der Löhne der Gemeindearbeiter auf Grund der Notverordnung. In allen drei Bezirken bestehen Tarifverträge, die bis zum 30. September laufen. Der Bezirksverband Rhein-Main ordnete an, daß mit Wirkung ab 2. August die Löhne der Gemeindearbeiter um 4 bzw. 6 Proz. abgebaut werden. Die Verhandlungen des Gesamtverbandes mit dem Bezirksverband waren ergebnislos. In der Pfalz wurden die Verhandlungen bis zum 7. August vertagt. In Baden wird morgen Dienstag verhandelt.

Dieser Lohnabbauvorstoß in der Südwestecke des Reichs beschwört ernste Gefahren herauf. Die von ihm betroffenen Gemeindearbeiter denken nicht daran, einfach zu Kreuze zu ziehen. Der Lohnabbauvorstoß steht atch im Gegensatz zu den Empfehlungen des Reichsverbandes kommunaler und anderer öffentlicher Arbeitgeberverbände. Der Hauptauschuß der Stadtverordnetenversammlung in Frankfurt a. M. hat sich einstimmig gegen das Vorgehen seines Arbeitgeberverbandes ausgesprochen.

## 20 Tote beim Kircheneinsturz.

### Katastrophe während des Gottesdienstes in Portugiesisch-Angola.

London, 20. Juli.

Bei einem Gottesdienst in der Kirche von Lvando (Portugiesisch-Angola) stürzte am Sonntag ein Teil des Chores ein und begrub einen Teil der Gemeinde unter sich. Aus den Trümmern wurden bisher 20 Tote geborgen. Im ganzen wurden 200 Personen als verletzt gemeldet, von denen sich 80 im Krankenhaus befinden.

## Polarfahrt des Eisbrechers „Malygin“.

Moskau, 20. Juli.

Der Eisbrecher „Malygin“ hat seine Fahrt in die Arktis angetreten. An Bord befinden sich außer dem General-Nobile, der nach Amundsen und den Resten seiner verunglückten Expedition suchen will, ausländische Reisende und Vertreter der ausländischen und der Sowjetpresse.

Der Eisbrecher trägt 12.000 Briefe mit sich, die dem „Graf Zeppelin“ in der Polarzone übergeben werden sollen.

„Die Lüneburger Heide und der Alpenpark in den hohen Tauern“ lautet das Thema des Vortrages, den Herr Rudolf Haefelbarth unter Vorführung von zahlreichen Lichtbildern am Mittwoch, 22. Juli, abends 8 Uhr, im Verein von Freunden der Treetop-Sternwarte hält. Gäste haben gegen Lösung einer Karte Zutritt.

## Brandkatastrophe im Dorf.

### Sechs Tote, 20 Schwerverletzte in der Ortschaft Vaszecz.

Prag, 20. Juli.

Der Brand, der fast die ganze Ortschaft Vaszecz vernichtete, wütete ununterbrochen bis Sonnabendabend. Er hat 6 Menschenleben gefordert. Vier Kinder, die allein zu Hause waren, verbrannten, ebenso zwei Männer, die bei den Rettungsarbeiten ohnmächtig wurden und in die Flammen fielen. 18 Schwerverletzte wurden ins Krankenhaus gebracht. Die gesamte Habe der Bevölkerung, 130 Rinder, 120 Pferde und 160 Schweine, außerdem viele landwirtschaftliche Geräte und Maschinen, fielen den Flammen zum Opfer. Nach einer Schätzung der Bezirkshauptmannschaft beträgt der Schaden 35 Millionen Kronen, wovon nur 5 Proz. durch Versicherung gedeckt sind. Insgesamt sind 3400 Menschen obdachlos geworden. Lebensmittel und 20 Eisenbahnwagen mit Holz für Wohnbaracken sind bereits an der Unglücksstelle eingetroffen. Ueber die Ursache des Brandes ist noch nichts bekannt, doch wird Brandstiftung angenommen, da an drei verschiedenen Ortsteilen zu gleicher Zeit Feuer ausbrach. Ein Feuerwehrauto stürzte auf der Fahrt zur Brandstelle in einen Graben, wobei fünf Feuerwehrleute leicht und zwei schwer verletzt wurden.

## Schweres Erdbeben in Südamerika.

London, 17. Juli.

Wie aus Quito gemeldet wird, hat sich in Mittel-Ecuador ein schweres Erdbeben ereignet. Die Hauptstadt der Provinz León, Latacunga, die südlich von Quito liegt und etwa 10.000 Einwohner zählt, soll stark in Mitleidenschaft gezogen worden sein. Ein Teil der Stadt soll zerstört sein. Der Präsident von Ecuador und der Innenminister haben sich sofort an die Unglücksstelle begeben. Die Zahl der Toten ist bisher noch nicht bekannt.

**Berlin spricht**  
**ROSE-THEATER**

8.15 Uhr:  
Premiere  
„Madame hat Ausgang“

Besucht das einzige Sommer-Theater Berlins!  
Das Weltstadt-Variété-Programm mit  
Lotto Werkmeister und Carl Braun.

8.15: Singspiel  
„Unter d. blühenden Linde“

m. Hans Rose, Kaniech, Göllich, Mikulek, Byron, Pyramont, Hofer, Wochta, 5.30, Stg. 5.0.

Preise: 0.50 — 3 M. Preise: 0.60 — 2 M.

Gr. Frankfurter Str. 152. U-Bahn Strausberger Platz. — 6 tägiger Vorverkauf 11—1 und 3—9 Uhr. — Tel. Bestellung: E 7 Weichsel 3422

**ROSE-THEATER-ABONNEMENT**  
Der billigste und beste organisierte Theaterbesuch.

Persönl. Anmelde. wird. 18gl. v. 10-7 Uhr im Rose-Brettli angeng. Verlangen Sie den illust. Prospekt kostenlos! Bitte 8 Pf. Rückporto beifügen!

**Winter Garden**

8.15 Uhr. Preis 3/4. Kaudes erhalt!

Ballett Eduardowa, 10 Bros, 4 Richys, Mary—Erik—Paul u.

Komische Oper  
Friedrichstr. 164  
8 1/2 Uhr

Frauen haben das gern...

Musikal. Schwank von Arnold Musik v. Walt. Kollo  
Sommerpr. 0.50-7.00

**SCALA**

Barbarossa 9254  
Tgl. 8 u. 8 1/2 U.  
H. u. H. Williams  
Leo Gall-Ensemble  
orig. Whirlwinds  
Bob Ripa  
Celia Brandt u.

**Reichshallen-Theater**

Anfang 8 Uhr  
**Stettiner Sänger**  
vom 16. 7. bis 22. 7.  
„Alles verrückt!“

Sommerpreise.

**Deutsches Theater**

5 Uhr  
Der Hauptmann von Köpenick  
v. Carl Zuckmayer  
Regie: Heinz Hilpert

**Die Komödie**

Täglich 8 1/2 Uhr  
**Diens! am Kunden**  
von Curt Eis und Max Hansen  
Regie: Hans Deppe

**PLAZA**

Nur 31. Juli

**LEHAR-OPERETTE**  
DAS LAND DES LÄCHELNS

**HEINE**

**SCHLAFZIMMER**  
direkt ab Fabrik  
Engrospreise

WARSCHAUER STR. 58  
BERLIN O 34

**Berliner Uk-Trio**

Neukölln. Lahnstr. 74/76.

**HANS VATERLAND**  
KURFÜRSTENPLATZ

**Das P**  
Vergnügungs-Restaurant  
Berlins

BETRIEB KEMPINSKI

**Verkäufe**

**Möbel**

Wohnmöbel  
Küchengeräte  
Kleiderkasten  
Schreibtische  
Stühle  
Sessel  
Lampen  
Kissen  
Teppiche  
Vorhänge  
Bilder  
Kunstgegenstände  
Spielzeug  
Kleider  
Schuhe  
Hüte  
Korsetts  
Strümpfe  
Süßwaren  
Kaffee  
Tee  
Zigaretten  
Käse  
Wurst  
Fleisch  
Fisch  
Gemüse  
Obst  
Blumen  
Kerzen  
Licht  
Kunststoffe  
Papier  
Kleber  
Fäden  
Nähten  
Schere  
Nadeln  
Knöpfe  
Bänder  
Kordeln  
Seile  
Leinwand  
Baumwolle  
Wolle  
Kunstseide  
Kunstleder  
Kunsthaare  
Kunstblumen  
Kunststein  
Kunstholz  
Kunstmetalle  
Kunstfarben  
Kunstpigmente  
Kunstfarben  
Kunstpigmente

**Musik-Instrumente**

Pianos  
Mittelpianos  
Überaus prelmert.  
Pianosfabrik  
Einf.  
Brannenstraße 35.

**Fahrräder**

Gebundene  
Schwämme  
15.— 20.— 25.—  
30.— Radmas.  
Reinmeisterstr. 14.

**Kaufgesuche**

Rehnhölzer,  
Stammhölzer,  
Kornhölzer, Rinn-  
metalle, Silber-  
schmelze, Goldschmelze,  
Christina, Christina,  
Rübenstr. 10.  
Kaufgesuche



# Glashütten und Glasmacher

## Zwei Reportagen über ein Thema

S. Pepper:

### Glashütten in der Oberlausitz

Gegen den südöstlichen Horizont dämmern in leiserem Blau die Höhen des Isergebirges. Bis hin zu den Bergen dehnt sich die Ebene, kleine Hügelchen geben dem Land eine rhythmische Wellenbewegung, die durch das windbewegte Korn zu beiden Seiten des Berges noch unterstrichen wird. In geringer Entfernung voneinander kleine Dörfer, die Häuser scharen sich um Gutshof und Kirche. Meistens kleine Wirtschaften, fünf Kühe, zwei Pferde, ein paar Morgen Land. Hier wohnen Menschen, deren Denken und Fühlen vom Boden und seinen Erzeugnissen bestimmt werden. Sie mähen noch mit der Sense und säen mit der Hand. Ihr Besitz ist einfach, verschuldet, und am Abend, auf der Landstraße, begegnen wir Arbeiter, die eigentlich Bauern sind. Sie kommen von ihrer Arbeitsstätte, den Glashütten in Penzig. Aus der Ferne gesehen ist alles in Grün geteilt, und die hohen Schornsteine, die schwarzen Rauch in das Blau des Abends malen, wirken dekorativ. Was vorhanden ist an menschlichem Wert, ist schon von weitem sichtbar.

Kommt man näher, spürt man den Brandgeruch der Hütten, der über der Umgebung lagert, und man fühlt, wie hier etwas in die Landschaft hineingeschoben ist, was nicht von Anfang an dazu gehört. In dem Orte wohnen etwa 8000 Menschen. Die Wilhelmstraße ist die Hauptstraße, sie durchschneidet den Ort wie eine Achse. Das hölzerne Koppplaster verstärkt die Geräusche des geringen Verkehrs, der aus Fuhrwerken besteht, die meistens Kohle für die Hütten geladen haben. Es ist Vormittag und die Straße ist lebendig von Hausfrauen, Büroboten und Arbeitslosen, die haufenweise an den Ecken stehen. Das Bild der Straße ergibt sich aus nebeneinandergereihten zweistöckigen Häusern, im Erdgeschoss befinden sich Läden. Das Bild ist nicht einheitlich, man merkt, daß einfach nach ausstehenden Bedürfnissen angebaut worden ist.

Noch verschwinden die Glashütten hinter dem Eindruck des Kleinstädtischen. Bis einen dann die Hauptstraße direkt vor die Einfahrt zu einer solchen Hütte führt. Im Vordergrund liegen die Bürogebäude, ein Anschlaggleis der Eisenbahn führt bis in die Werkräume, dort stehen Güterwagen, in die das fertige Glas verladen wird. Die Reihe der Dinge, die hergestellt werden, geht vom Lampenzylinder über das Konterveinglas bis zum Kristallglas. Der eigentliche Produktionsprozeß beginnt mit dem Ofen; das ist ein fast kreisrunder Ziegelbau, der unter hoher Temperatur steht und in dem sich die sogenannten „Hafen“ befinden, aus denen die Glasmacher durch Öffnungen die flüssige Glasmasse mit den Pfeifen herausholen, durch die das Glas geblasen wird. Sie stehen vor dem Ofen auf einem bühnenartigen Bretterbau und auf so einer Werktafel arbeiten bis zu 40 Mann. Es herrscht ein tolles Durcheinander von glühenden Glasballen, die durch die Luft geschwenkt werden und die auf eine geheimnisvolle Weise plötzlich Form erhalten, abkühlen, Glas werden und von den Einträgern mit Säbeln in den Kühlöfen geschafft werden.

Von dem täglichen Blasen sind die Wangen der Arbeiter hohl und eingefallen, man spricht von Glasmacherbacken; ihre Haut ist großporig und bräunlichblau, sie hängt in Falten über die Gesichtsknochen. Die Berufskrankheiten in der Glasindustrie sind Schwindel und Magenleiden. Die Hitze zwingt die Arbeiter zum Trinken. Man sieht die Einträgerbüchsen dauernd mit Glasgefäßen hin und her laufen, in denen sie über der Straße Bier holen. Viele der Glasmacher wohnen in den Familienhäusern, die zum Werk gehören, alte, ungelungene Gebäude aus der Vorkriegszeit mit ausgetretenen Stiegen und niedrigen Räumen; kleine Fenster, in welche die verbrauchte Hüttenluft eindringt und von den Menschen noch im Schlaf eingeatmet wird.

Das ist das Werk und seine Umgebung, das den Glashüttenhüttenproleten formt, den der Kleinbürger verachtet und fürchtet wegen der Macht, die ihm aus der gewerkschaftlichen Organisation erwächst. Wertwährend ist das Verhältnis der Hütten zu dem Gesamtbild des Ortes. Sie geben ihm zwar das besondere Gepräge, aber noch heute spürt man den Widerstand, den das ursprüngliche Bauerndorf der hineingeschobenen Industrie entgegensetzt, denn das Oberdorf mit den Hütten, Geschäften und Viehhäusern, das eine Einheit bildet, steht in scharfem Gegensatz zum Niederdorf. Sie sind durch keine räumliche Entfernung getrennt, aber ihre Gegensätze sind es, die das politische Leben der Gemeinde formen.

Das Niederdorf könnte ein Ort für sich sein, eine Landgemeinde. Hier stehen zu beiden Seiten der Straße kleine und mittlere Wirtschaften, manche der Häuser sind noch strohgedeckt, hier liegt noch der Misthaufen im Hofe und der Stall schließt sich unmittelbar an die Wohnräume an. Diese Bauern, die im Schatten der Glasindustrie leben, hängen mit starrer Hartnäckigkeit an den Begriffen „Eigentum“ und „Bess“ und ihre Tragik liegt in der fortschreitenden Proletarisierung dieser Schicht, gegen die sie sich mit allen Mitteln wehren und einen Bundesgenossen in der nationalistischen Bewegung und ihrer Ideologie finden. Viele dieser Bauernjöhne sind gezwungen, in den Glashütten zu arbeiten. Nach Feierabend sieht man einen ganzen Strom von Arbeitern, die sich äußerlich nicht von den anderen unterscheiden, zu Fuß und mit Rädern in die Dörfer zurückkehren. Das Land ernährt sie nicht mehr, die Familie zerfällt. Sie werden von der Industrie verschluckt, die einmal sehr aufnahmefähig für diesen Zustrom vom Lande war. Sie fröhlich langsam in das Bauerntum hinein.

Die scharfen Grenzen sind zunächst nur etwas äußerliches; der große Unterschied zwischen Ober- und Niederdorf beruht zum größten Teil nur auf dem optischen Eindruck. Der Bauer und auch der Kleinbürger reden zwar von dem Glasarbeiter verächtlich als „Hüttenperler“, aber sie sind vielleicht morgen schon beide gezwungen, nach Arbeit zu fragen in den Hütten. Und eben weil sie das spüren, deshalb ist ihr Haß so unerbittlich; denn wer könnte schließlich das Ungeheuer lieben, das ihn aufstößt? Ueber die Ursachen dieses Prozesses ist man sich natürlich nicht klar, besonders in den Kreisen nicht, die unmittelbar davon betroffen werden; man spürt ihn nur und haßt seine rein äußerlichen Momente, die Hütten, die Arbeiter. Und das gilt nicht nur von den Kleinbauern des Niederdorfes, sondern es ist dasselbe in allen um-

liegenden Dörfern. Es ist ein Auflösungsprozeß, der den Häuser und den Kleinbauern über Nacht zum Lohnarbeiter machen kann.

Das ist es, was man am tiefsten spürt in diesem Ort, der im Banne der Hitze liegt und in dem sich der friedliche Rauch aus den Raminen kleiner Wirtschaften mit dem Qualm der Fabrikschornsteine vermischt.

Herbert Reinhold:

### Männer vor dem Glasofen

Fabrik für Hohlglaswaren: große, helle, glasbedachte Halle. Offene Türen. Fenster ohne Scheiben. Runder, massiger Ofen, wie ein wuchtiger Block. Rot und weiß brodelnd flüssige Glasmasse. Feuer züngeln aus edigen Löchern. Trockene Hitze brennt auf ein hölzernes, steinplattenbedecktes Podium rings um den Ofen. Glasplitter knirschen unter Holzpostenfüßeln. Wassergläser, bauchig, leer und voll, stehen umher. Lange Glasmacherpfeifen, mit zähtropfenden Glasresten, liegen an Rollständern. Formen, Holz und Eisen, warten. In eisernen Kühlöfen schwelen gasige Feuer. Körbe mit fertiggeblähten Glaswaren werden nach der Schleiferei gebracht. In Ecken liegt Quarzsand und Glaschlacke, vorbereitet zum Einschmelzen. Sodafäule stauben und reizen zum Niesen.

Auf dem Podium stehen Männer, junge und alte, in blau gestreiften Hemden, die Hosen um den Leib gegürtet, nackte Füße in Holzpostenfüßeln. Glasmacher, Fertiger der rohen Glasware. Schaffende, die mit den Muskeln und mit den Lungen arbeiten. Vor jedem Ofenloche eine Akkordkolonne: der Stuhlmeister, Gehilfen, einer oder zwei, der Köbelmacher und der Einträger. Vater, Söhne, oft auch Enkel oder sonstweiche Verwandte. Nur der Einträger, der Mann, der selbst nicht produziert, ist Fremder, Zugerister, Landfahrer etwa. Oder ein Ausgeleiteter, der Osterbüchsenarbeit für Kinderlohn verrichtet. Der aber stets auf dem Sprunge ist, das Amt des Köbelmachers — in der Kuffieglinie zum Gehilfen — zu übernehmen. Glasmacherakkordarbeit ist Familienarbeit, Traditionssache. Nur so läßt sich etwas verdienen. Und das Geld bleibt in der Familie. Generation um Generation stand vor dem Glasofen, den sie haßten, weil er ihnen die Gesundheit raubt, der sie aber festhält, bis sie nicht mehr können. Alle Glasmacher sind Spezialisten ihres Faches. Die machen Kolben für Thermosflaschen. Jene Aquarienbehälter. Andere Kochgläser für Laboratorien. Oder Röhren für Glasbläser, die als Heimarbeiter Thermometer, Apparate, Spezialgläser und Glaspielfaschen fertigen.

Das ist die Arbeit der Männer vor dem Glasofen: acht Stunden in Hitze und Gas. Der Köbelmacher packt eine Pfeife. Taucht sie in die brodelnde Masse. Dreht sie spielend blitzschnell um, die Glasmasse rundend. Behutsam, immer drehend, bläst er das Köbel auf zu kleiner Kugel. Bis der Gehilfe die Pfeife übernimmt und mit sicherem Griff nach neuer Masse taucht. Wieder dreht sich die Pfeife bei fortwährendem Blasen. Das rote Köbel wird größer, durch Schwingen langgezogen oder zwischen Holzern breitgedrückt zu gewünschter Form und . . . der Stuhlmeister hat die Pfeife. Noch etwas Glas aus dem Ofen. Schnelleres Drehen. Baden pusten sich auf. Nieder mit der Pfeife auf einen Bod. Lehtes Runden oder Drücken. Hoch wieder die Pfeife. Hinunter in die Form. Zischen und Brennen. Form geöffnet. Der Einträger wirft sie in einen Wasserkübel. Stellt sie breit wieder hin. Stricher auf den Pfeifenrand des fertigen Kolbens. Abwurf auf die bereitgehaltene Schaufel des Einträgers. Weggeschafft in den Kühlöfen. Nichts darf kaputt gehen. Jedes Stück ist Geld!

Diese Arbeitsabschnitte wirbeln durcheinander. Die Pfeife raucht vom Köbelmacher zum Gehilfen, vom Gehilfen zum Stuhlmeister und wieder zurück zum Köbelmacher. Zwei, drei, vier und fünf Pfeifen gehen reihum. Dann Wassertrinken, viel Wasser. Gegen Feierabend sogar Bier. Und Singen und Fluchen. Schweiß sicker durch die Arbeitsumpen. Trotzdem wird lustig geblieben. Harte Scherzworte gehen die Runde. Auch Zigaretten werden geraucht zwischen zwei Pfeifen.

Glasmacherarbeit ist gefährlich und gesundheits-schädlich. Tuberkulose wütet in Glasmacherbezirken. Kein Wunder, denn die Erkältungsgefahr ist nirgends so groß. Wohnungen, oft am oder im Werk, sind klein und dumpy. Und Glasmacherfamilien sind kinderreich! Trinken, übermäßiges Trinken tut ein übriges.

Glasmacher sind größtenteils Kleinstädter. Sie sind gute Kämpfer im Klassenkampf. Hart wie ihre Arbeit ist ihr politisches Wollen. Sie sind Tatmenschen im Kleinkampf und hitzige Verfechter ihrer Sache.

Darum auch: Zusammenstehen wie ein Mann hat ihnen den Achtstundentag gebracht. Viele Verbesserungen — Arbeitsvereinfachungen, bessere Wohnungen, Siedlungen, Gärten, Ausbau der Gesundheitsfürsorge usw. — sind solidarischem Handeln zu verdanken.

Langsam werden die Männer mit den Pfeifen abgelöst von den Maschinen. Aber lange noch wird es dauern, bis der Glasmacherberuf in seiner heutigen Form ausgestorben ist.

# Menschen in Vorpommern

## Eine Studie — Von Heinrich Heining

Die Menschen Vorpommerns kämpfen um hartes Brot einen harten Kampf. Das Meer ist streitbar und widersteht sich den unendlich mühsam schaffenden Fischern mit den grimmigen Waffen des Sturmes, der Kälte und der Unergiebigkeit. Das platte Land ist fruchtbar zwar, aber diese Fruchtbarkeit wird nicht dem Heer der Menschen wirtschaftlich ersprießlich, die das Feld pflügen und pflügen, sondern dem kleinen Häuflein derer, denen es durch freundliches Erbe bequem erworbenen Besitz wurde. Nach diesen Gegenständen formt sich, wie überall, aber hier doppelt fühlbar, das soziologische Bild.

Nacht für Nacht ziehen die Fischer auf ihren alten, müden Köhnen aufs Meer, legen Netze und Narkuten und kehren in der Frühe heim, durchnäßt, durchstrotzen, körperlich und geistig erschläpft von der Arbeit und der dumpfen, drückenden, ewig gleich klingenden Melodie des Meeres. (Dem erholungsuchenden Städter mag freilich die nächtliche Fahrt auf einem Fischkahn ein optisches und akustisches Erlebnis sein; dem Fischer jedoch, der, lebenslang, in graulichen Nächten dem Meer das Brot abringt, sind Wellenspiel, Brandungsumsturz und Mondspiegelung verteuert sekundäre Angelegenheiten, ebenso wie der Rüdeshheimer Wäzler wenig Verständnis für die Romantik seiner glutheißen Schieferberge hat, auf denen er schuftet und schwitzt.)

Der Wert des mühselig geborgenen Fischgutes wächst, wenn man seinen Weg von der Hand des Fischers bis zum Konsumenten verfolgt, mit unheimlicher Schnelligkeit. Der wertfördernde Fischer, der also sich der Ungunst des Wetters und den Gefahren der See aussetzt, ist fast ausnahmslos der kärglich bezahlte Arbeiter eines Fischerei-Betriebes. Diese Firma verkauft die Ware sofort Zwischenhändlern, deren betrieblicher Betrieb sie, meist durch Mittelspersonen wiederum, in die Geschäfte bringt, in denen sie dann der Verbraucher kaufen kann. Der Latbestand ist fast komisch: ein Kal, der sich nachts um 2 Uhr an die Rute hängt, passiert bis morgens 7 Uhr sechs Stationen und bringt fünf verschiedenen Betrieben Geld, dessen Höhe mit der Nähe des Kochtopfes wächst.

Die freestee Fischer, Bewohner eines kleinen, sehr schönen Dörfchens in der Nordostküste Vorpommerns, zogen eines Tages aus der geizig verschlossenen Haltung des Meeres und der Kümmerlichkeit ihres Daleins eine mutige, Aufsehen erregende Konsequenz. Sie sattelten um und wurden Teppichknüpfer. Mag auch, als erster Eindruck, der Kontrast zwischen dem Gewerbe eines Fischers und eines Teppichknüpfers recht einschneidend erscheinen, so besteht doch eine enge handwerkliche Beziehung: Rehtknüpfer — Teppichknüpfer. Die junge Industrie, gefördert von der ermutigenden Unterstützung der Behörden, entwickelte sich schnell und erfuhr sich heute bereits auf dem Teppich-Markte eines hohen Ansehens. Man erkennt einen freestee Teppich sofort an den eingeknüpften Symbolen des früheren Berufes seiner Hersteller: Fischköpfe, Schiffe, Wellentämme.

Die Landbevölkerung lebt, wie einleitend angedeutet, ein tägliches Leben. Die Neugierlichkeit der Arbeit unterscheidet sie nicht von ihren Schicksalsgenossen auf dem weisfälligen oder schifflichen Lande. Selbst die Neugierlichkeit ihrer Lebensgenossen

mag für diese Gegend sonderlich erscheinen, da hier, mehr als anderswo, der Druck der Junker den Weg dieser Menschen verengt und seine Richtung zu bestimmen trachtet. Recht eindeutig und in einer Anzahl von Fällen nachgewiesen sind die Versuche, die freie politische Meinung zu droffeln. Das Raffinement dieser Versuche wird besonders bei namentlichen Volksabstimmungen deutlich. Aber: mögen Drohungen, Geldgaben, Flaschenbier und Zigarren hin und wieder erbärmlichen Existenzen das Klassenbewußtsein trüben, die große Armee des Landproletariats marschiert hier solidarisch hinter seiner schrittmachenden und wegweisenden Gewerkschaft, dem Landarbeiterverbande.

Ermahnenswert, weil unwürdig, sind die Wohnungen. Es sind kleine, unglücklich primitive Katen, in deren engen, dunklen, unhygienischen Räumen die Menschen eng zusammengedrängt haufen. Die Bemühung, die Räume sauber zu halten oder gar zu pflegen, ist von vornherein illusorisch, weil in vielen Fällen sogar der Schutz eines Fußbodens fehlt und man hinter der Schwelle sofort wieder schmutzigen Boden betritt. (Die Junker sitzen in freundlichen Herrenhäusern.)

Die geistige Zentrale Vorpommerns ist Greifswald. An der Universität studieren durchschnittlich zweitausend Studenten, die teils dem Wasserport, teils der Wissenschaft huldigen. Der Student ist hier der ausschlaggebende wirtschaftliche Faktor. Wenn man einen ungefähren Monatswechsel von 120 annimmt, trifft sich hier in jedem Monat die hübsche Summe von 240 000 und macht sich in der Stadt festhaft. Freilich bringen die Ferien eine Baufe. Dem geschäftlichen Wert der Studenten steht ihre gesellschaftliche und politische Bedeutung nicht nach. Die Ritter versuchen eifrig, die Schar ihrer Töchter unter eine akademische Haube zu bringen, und die politische Orientierung eines großen Teiles der Studentenschaft findet in der konservativen Denkart der pommerischen Bürger gleich klingenden Widerhall.

Stralsund, diese schöne Stadt, gründet seinen Ruhm auf Wallenstein, Schill, schöne Bauten und seine „Stralsunder Spielarten“. Der Hafen ist Knotenpunkt bedeutender Schiffsfahrtslinien der Ostsee, der Reichsbahn ist, auf dem Wege nach Schweden und Norwegen, die letzte Station des Festlandes. Trotz eines äußerlich etwas kleinstädtischen Eindrucks spürt man auf Stralsunds Straßen und Plätzen, besonders aber am Hafen die pulsierende Geschäftigkeit eines internationalen Zentralpunktes für Handel und Verkehr. Die geographische Lage gibt also der Stadt das wirtschaftliche Gesicht und ihren Bewohnern das Brot.

Auch wenn man sich der meist etwas überklugen Art, den einzelnen Volkstümern bestimmte Instinkte, Charakterzüge und äußere Eigenheiten anzudichten, verschießt, darf man ein auffallendes Merkmal bei diesen niederdeutschen Menschen nicht übersehen, nämlich die Verbundenheit mit der Person und dem Wert ihres literarischen Repräsentanten: Fritz Reuter. Obwohl Reuter Mecklenburger ist, spricht er doch ihre Sprache. Reuter's Menschen sind sie selbst. Jeder kennt sein Leben, seine Schmutzen, seine Geschichten. Der Reuter's Menschen in ihrer Fröhlichkeit und heu Räten versteht, versteht die biedereren, ursprünglichen Menschen dieses Landes.



# Berlin sendet:

## Fern von der Gegenwart

Deutschland hat eine Woche schwerer Krisenzeit hinter sich. Nicht nur die verantwortlichen Kreise wurden in Alarmzustand versetzt. Die Zahlungseinstellungen der Danabank waren ein Symptom, das zur breitesten Öffentlichkeit sprach und höchste Erregung in allen Schichten der Bevölkerung verbreitete. Je unklarer die Vorstellungen von den wahren Ursachen und Wirkungen waren, desto wildere Gerüchte und Vermutungen entstanden, desto sinnlosere Handlungen wurden von den einzelnen begangen. Hier erwuchs dem Rundfunk eine Pflicht, die er im wesentlichen leider nicht erfüllte. Seine Aktualität wurde und wird so oft von leitender Stelle betont; aber im entscheidenden Moment fehlt sie. Man ist bei der Funkstunde aktuell, wenn es sich um Interviews von irgendwelchen Stars oder um Sportreportagen handelt, und man scheut keine Mühe und Kosten, um rechte Rinn- und linke Nierenhaken nachts um vier aus Amerika zu übertragen. Von Dingen, die die Menschen wirklich angehen, erfährt man dagegen im Funkhaus anscheinend sehr verspätet, und auch dann nimmt man sie dort nicht allzu wichtig.

Gewiß: wenn unmittelbar nach dem Bekanntwerden der Danapleite der Rundfunk sich bemüht hätte, sachliche Aufklärung in alle Kreise zu tragen und damit zur Vernunft zu mahnen, so hätte das den Run auf die Banken auch nicht verhindert, höchstens ihn etwas abgebremselt. Es ist schließlich menschlich sehr begreiflich, daß die Erinnerung an die Inflationszeit bei vielen jede vernünftige Ueberlegung besiegelt. Aber es wäre doch auf jeden Fall möglich gewesen, diese Ueberlegung vorzubereiten, und das wäre ein unschätzbare Gewinn gewesen. Was solche Aufklärung in vielen Fällen hätte bedeuten können, vermag allerdings nur der zu begreifen, der sich in den kleinen Sparrer hineindenken kann. Auf der Spartasse liegen wieder ein paar hundert Mark, ein Rotgroßchen für Krankheit, Arbeitslosigkeit, Alter. Wer einmal erlebt hat, wie solche in jahrelanger harter Arbeit pfennigweis zusammengedarrte Summe sich in Nichts auflöste, muß verzweifeln, wenn er glaubt, vor einer Wiederholung dieser Ereignisse zu stehen.

Die Funkstunde wird — wahrscheinlich durchaus mit Recht — sagen, daß sie offizielle oder offiziöse Ausführungen zu der Lage so rasch gegeben hat, wie sie irgend zu erlangen waren. Daß dies nur mit einseitiger Verzerrung möglich war, ist bedauerlich, aber gewiß nicht ihre Schuld. Aber wo blieben die wirtschaftspolitischen Vorträge, die sich um eine Klärung der Begriffe bemühten? Die Feststellung, die an dieser Stelle schon oft gemacht wurde, daß die Funkstunde sich viel zu wenig bemüht, mit Wissenschaftlern in Kontakt zu kommen, die über die Kunst verfügen, volkstümlich zu sprechen, erklärt das Ausbleiben solcher Vorträge durchaus: man hat im Funkhaus niemand zur Hand, der in solchem Augenblick das Notwendige zu sagen versteht.

Ein solcher Zustand wäre in jeder Zeitung eine Unmöglichkeit. Jeder Redakteur weiß, daß Aktualität sich nicht darin dokumentiert, daß man eine Meldung noch eine Minute früher als der andere geben kann, sondern in der Schnelligkeit und Gründlichkeit, mit der man zu dieser Meldung Stellung nimmt. Dazu aber braucht man einen Stamm bewährter Fachmitarbeiter, der es ermöglicht, jederzeit umgehend sachkundige Ausführungen über irgendein Gebiet anzufordern. Ueber diese selbstverständliche Tatsache setzt sich die Funkstunde eigenartigerweise hinweg. Sie hat, wenn es wirklich darauf ankommt, unter Umständen nicht einen einzigen brauchbaren Redner bereit. Tatsächlich hat diese ganze Woche keinen einzigen Vortrag gebracht, der zum Verständnis der ganzen Situation irgendwelche Einzelheiten volkstümlich klargestellt hätte. Die mehr oder weniger offiziellen Persönlichkeiten, die im Programm der Funkstunde zu der Lage sprachen, mußten natürlich immer um eine Totalität bemüht sein. Von ihnen verlangt der Hörer diesen Ueberblick zu bekommen, der ihm zwar vielfach im einzelnen unverständlich bleiben muß, der aber dafür die gewissermaßen amtlich festgelegten Grenzen des Gefahrengbietes umreißt, das im ersten Schreck grenzenlos erschien.

Über solcher Ueberblick genügt nicht, wenn dabei keine Einzelheiten erkannt werden, die Ausdehnungs- oder Eindämmungsmöglichkeiten der Gefahr übersehen lassen. Das allen so geläufige Wort „Geld“, das im gewöhnlichen Leben den Menschen keinen Begriff, sondern nur einen Maßwert darstellt, wurde mit einem Schlag eine schwerwiegende, unverständliche Vokabel. Kreditlinien, Währungsfragen, die Organisation von Banken und Spartassen waren plötzlich Dinge geworden, die zu verstehen sich auch der volkswirtschaftliche Analphabet mühte. Die Zeitungen haben nicht den breiten Raum für solche Erklärungen, die der Rundfunk mühselos hätte geben können. Statt dessen zog das Unterhaltungsprogramm sich zeitfremd weiter durch die Tage.

Einmal führte es die Hörer in eine Kleinstadt, die einige Bahnstunden von Berlin entfernt liegt. Dort wohnen Menschen, die

## Rechtsfragen des Tages

### Der unbetugle Ausgang

Ein besonderes Merkmal des Hausangestelltenverhältnisses ist die Abhängigkeit auch nach Ablauf der Arbeitszeit. Will die Angestellte abends ausgehen, muß sie die Herrschaft (ein mittelalterliches Wort) um Erlaubnis fragen. Sie will aber diesmal, will unbedingt, denn es ist Silvester, und wer möchte zum Jahresanfang einfach zu Hause sitzen. Die Herrschaft will nicht, sie ist eingeladen. Es ist aber noch die Kollegin da, die den Auftrag hat, auf Rind und Geschäft der Arbeitgeber zu achten. Trotzdem wird dem Mädchen der Ausgang verweigert, ohne Grund und ohne Sinn. Das erbittert sie, sie greift zur Selbsthilfe, geht einfach fort. Bisher war ihre Führung immer tadellos, und so glaubt sie diesen einen Ungehorsam verantworten zu können. — Am nächsten Morgen wird sie fristlos entlassen.

Vom Arbeitsgericht, vor dem sie Einspruch erhob, wurde ihr Lohn und Kostgeld für einen Monat zugesprochen (also bis zum nächsten gesetzlich zulässigen Kündigungsstermin). Das Landesarbeitsgericht als Berufungsinstanz bestätigte das Urteil. In der Begründung betonte es, daß der Hausherr objektiv betrachtet kein berechtigtes Interesse daran hatte, die Klägerin an dem Abend in der Wohnung zu wissen. Nach 8½ Uhr abends würden für gewöhnlich von einer Hausangestellten keine Dienste mehr verlangt, und da besondere Umstände (Besuch oder Krankheit) nicht vorlagen, hätte sie zweifellos schlafen gehen können, zumal die Versorgung des Kindes ihrer Kollegin oblag. Eine Pflicht wurde also nicht verkannt. Dazu sei es noch Silvester gewesen, wo in weitesten Kreisen der Wunsch besteht, gesellig beisammen zu sein. Eigenmächtiges Fortgehen während der Dienstzeit rechtserzwingende wohlristlose Entlassung, dennoch könne bei dem ordentlichen Mädchen, das sich stets einwandfrei geführt habe, der einmalige abendliche Silvesterausgang nicht als genügender Grund für eine so harte Maßnahme angesehen werden. — So muß unsere Hausangestellte also den freudigen Jahresanfang nicht hüben und das Jahr verläuft ihr hoffentlich weiter so freudig. Dr. Camilla Striemer.

in diesen Tagen sicher genau so sorgenschwer und so hoffnungslos, so sinnlos verängstigt und so vernünftig waren, wie die einzelnen Menschen in Berlin oder an irgendeinem anderen Ort. Was hätte näher gelegen, als davon zu erzählen, wie die Stadt in diesen Tagen aussieht, und durch solchen Bericht die Menschen in diesen Zeiten der Sorge fühlbar zusammenzurücken, um mit ihnen über Gegenwärtiges zu sprechen? Von solchem Vortrag hätte viel Beruhigung, viel Trost ausgehen können. Aber so war der Vortrag nun einmal nicht vorgesehen, als man ihn vor Wochen ansetzte, und deshalb war es der Funkstunde nicht möglich, ihn so zu bringen. Deshalb widmete man ein Viertel der Veranstaltung den Kunstschätzen des Domes, ein Viertel dem höchst unbedeutenden Dichter Klein, der bestimmt schon längst vergessen wäre, wenn ihm nicht als Preußenkönigserbherrlicher die Schullehrbücher ein treues Andenken bewahrt hätten, und die Hälfte der Veranstaltung wurde mit einer Führung durch eine Wurstfabrik zugebracht, was der Hörer als symbolische Geste der Funkstunde nehmen konnte. Falls sonst noch etwas gestreift wurde, so fiel das nicht weiter auf, und es war jedenfalls sicher nichts, was irgendwie zu den Vorgängen des Tages in Beziehung stand.

Vielleicht kam sich auch die Funkstunde mit ihrer unbeirrbar durchgeführten des festgelegten Programms wunder wie diplomatisch vor und glaubte, gerade dadurch zur Beruhigung der aufgeregten Gemüter beizutragen. Nun wäre es gewiß sinnlos gewesen, das ganze Tagesprogramm etwa umzustößen und die Hörer mit populärwissenschaftlichen Vorträgen in großer Menge zu verwirren. Aber vernünftige Grundlagen zum Ueberblick der Situation hätten keinen besonders breiten Platz einzunehmen brauchen; nur richtig aufbauen hätte man sie müssen. Gerade dieser Verzicht der Funkstunde aber auf jede eigene Anteilnahme an dieser erregenden Gegenwart mußte den Hörer beunruhigen und in manchen ängstlichen Gemütern das Gefühl wecken, daß man sie mit Bestreben über Heutiges hinwegtäuschen wolle.

## Das neue Buch

### Eugène Dabit: Hotel du Nord, Paris \*)

Hotel du Nord ist eines jener Hotels, wie wir sie nur in Paris finden können. Ein altes, nicht mehr ganz hausliches Haus, zwei bis drei Etagen, irgendwo am Ufer der Seine gelegen, zum Beispiel wie hier am Quai de Jemmapes — winzige Zimmerchen mit bunten

\*) Mit einem Vorwort von Felix Bertaux und mit 16 Zeichnungen des Verfassers. Buchverlag Raden u. Comp. Dresden 1931.

## WAS DER TAG BRINGT

ERZÄHLT VON YORICK

### Die Beleidigten

In Frankreich taten sich zwei Steuereinknehmer zusammen und schrieben einen Roman. Sie wählten einen Ort ihres Amtesbezirks zum Schauplatz. Hatte man ihnen aber die Tatsache, daß sie Steuern eintrieben, nur schwer verzeihen — den Roman verzieht man ihnen überhaupt nicht. Es kam zum Prozeß; es klagten sieben Honoratioren des Ortes: der Pfarrer, der Notar, der Gerichtsvollzieher, der Gastwirt, der Gemüsehändler, zwei davon mit ihren Ehehälfte.

Die Kläger behaupteten, die beiden Romanverfasser hätten allen Tratsch, der in der kleinen Stadt umging, rücksichtslos verwertet. Es werde in dem Roman behauptet:

- a) vom Notar: er habe ein Testament heimlich verbrannt;
- b) von der Frau Gerichtsvollzieher: sie treibe Ehebruch;
- c) vom Gemüsehändler: er sei ein mongolischer Säufser.

Die Verhandlung nahm eine überraschende Wendung. Die beiden Schriftsteller nämlich wiesen nach, daß sie das Manuskript längst beendet hatten, ehe dem Tratsch zufolge all diese Dinge passierten — bis auf die Sache mit dem Gemüsehändler, und daß der tatsächlich löffe, stellten sie unter Beweis.

Nun bleiben zwei Möglichkeiten. Entweder der Tratsch hat unrecht: dann kennen die beiden Romanciers die Art und Weise des Kleinstadttratsches verblüffend gut. Oder der Tratsch hat recht: dann kennen sie die Moral der Kleinstadt ebenso verblüffend gut. Was beides nicht eben schmeichelhaft für die legenden Kreise ist.

### Der ewige Feldweibel

Vor einem Wiener Gericht steht Herr Rudolf R. Wegen Beleidigung des Bundesheeres. Denn er hat einer Abteilung dieses Heeres, das gerade auf freiem Platz egerzierte, vernehmlich donnernd zugerufen: „Sauhausen!“

„Beswegen.“ Inquiriert der Richter, „weswegen haben Sie denn das getan?“

Und Rudolf gibt die überraschende Antwort: „Wegen der Tradition, Herr Richter.“

„Wegen der Tradition...?“

„Ja...“ — das ist nämlich so: i bin nämlich a alter Soldat, Herr Richter. Feldweibel bin i gwehn beim alten Heer, Feldweibel, freilich, jawohl. Segn's i, wann da so vor der Truppn standen bin, und die Zeit habn die Griff gemacht und die Schwentungen und so, nachher hab i immer von Zeit zu Zeit gerufen: „Sauhausen!“ Alle Feldweibel im alten Heer habn dees rufen müßn, un wann dees nüt selbst tan habn, nachher habn die Herrn Offiziere tan.“

Rudolf macht eine sentimental personens Pause. „Ja, und schau'n S, Herr Richter, jetzt wann i so an Truppn seh, die wo egerziert, und i seh die Uniformen und die Gewehre und die Griff und die Schwentungen und so, nachher, weil i doch Feldweibel bin gwehn — nachher denk i an die alte Zeit, und i kann mir nimmer halt'n, und i muß brüll'n: „Sauhausen!“ So is deß, jawohl; und i tät schön bitten, sprech'n mi frei — es is halt a unwiderstehlicher Zwang, Herr Richter...“

### Der Niagara Hund

Es gibt zwei Niagarafälle, der eine ist 47 und der andere ist 44 Meter hoch. Und es gibt etwa zwanzig Menschen jedes Alters, jeder Nation, jedes Standes, die haben sich eingeschlossen in Eisentonnen und in Gummibälle und haben sich diese Fälle hinunterstürzen lassen. Vielmehr: es gab sie — denn keiner kam lebendig unten an.

Vor einigen Tagen versuchte wieder einer, lebendig hinunterzugelangen. Allerdings unfreiwillig, und deshalb ohne Eisentonne und Gummiball, mit nichts als mit einem Fell bekleidet. Er war deutscher Abstammung — es war nämlich ein deutscher Schäferhund. Der sprang fünf Meter vom Katarakt entfernt ins Wasser.

betrunkenen Lapeten, dürftiges Frühstück, dafür aber Kochgelegentlich, ein Wirt, der Kaffee und Apertifs auschenkt und mit seinen Gästen Karten spielt, eine Wirtin, die überall im Hause nach dem Rechten sieht und stets bemüht ist, daß sich ihre Gäste „wie zu Hause“ fühlen. Wer sind denn diese Gäste, die in Papa Recoureaux Hotel du Nord ihr Heim gefunden haben? Arbeiter, kleine Angestellte, Profetier, die frühmorgens in Recoureauxs Gaststube häufig ihren Kaffee schlürfen und nach ihrer Arbeitsstätte laufen. Abends kehren sie dann ins Hotel zurück, verschlingen ihr Abendbrot, spielen, trinken oder bummeln auf dem Quai. Nachts schlafen sie mit dem Zimmermädchen, soweit sie nicht durch Frau oder Lebensgefährtin „gebunden“ sind. Und die Frau Wirtin, die auf die Moral ihrer Gäste ein wachames Auge hat, muß es lalden. Wenns zu arg wird — na, denn wird's eben zu arg. Da ist nichts zu machen. Es gehört zum Alltag dieser Menschen.

Und von diesem Alltag erzählt das Buch, von dem Alltag, der reibungslos und nicht allzu bunt abläuft. Und wenn er einmal nicht ganz so abläuft, zum Beispiel — ein Zimmermädchen wird schwanger oder ein grell geschminktes, aufgedornertes, aufgeplubertes Weibsbild schneit herein und verdreht sogar dem gegen alle Weiblichkeit bisher tabu gebliebenen Wirt den Kopf oder die Polizei erkundigt sich allzu lebhaft nach einem der vertrauenswürdigsten Gäste, oder gar das Ereignis eines Tages wie der 1. Mai — eine der stärksten Szenen des Buches — dann wird diese gleichmäßige, fast monotone Bewegung des Alltags unterbrochen, der Wasserpiegel des Lebens träufelt sich — aber bald liegt er wieder blank und ruhig. Das Leben geht weiter wie gestern und morgen und alle Tage. Aber eines Tages kommt eine Kommission, zählt Papa Recoureaux eine stattliche Abstandssumme Geldes auf den Tisch, das Hotel wird niedergedrissen, an seiner Stelle erhebt sich nun eine Fabrik. Mieter und ihre Schicksale sind in alle Winde zerstäubt. Das Ehepaar Recoureaux geht unter die Rentiers.

Eugène Dabit, der Verfasser — nein, der Dichter des Romans, der eigentlich kein Roman ist, sondern eine Dichtung, eine ganz feine, zarte Dichtung, leicht hingeworfen, skizzenhaft, impressionistisch wie die Kunst Debussys — dieser Eugène Dabit ist vom Schläge eines Albert Thierry. Kein „Volksdichter“, aber einer, der das Volk kennt, liebt, vor allem aber fühlt. Irgendwo steckt in ihm der Dramatiker; da, wo er fest zugespädet versteht, wo er mit einem Minimum von Ausdrucksmitteln stärkste Wirkung erzielt. Noch aber fehlt ihm die Souveränität in der Behandlung des Stofflichen. Manchmal läuft es ihm durch die Finger, er verliert sich, gerät in Wiederholungen, die ermüden. Dies besonders in der zweiten Hälfte seines Buches. Gegen Schluß aber fühlt man bei ihm wieder Grund — der Abriß des Hotels — packend; ein bleibender Eindruck. Dieser Roman Dabits ist ein Versprechen. Was er davon halten wird, wollen wir abwarten.

Ueberlegt hat das Buch Bernhard Solles, manchmal recht flüchtig, aber sonst gut nachempfunden.

Friedrich Lichtneker.

Die Strömung sahnte ihn sofort. Er wurde hinabgerissen, hinuntergeschleudert. Aber er tauchte, 47 Meter tiefer, aus den Strudel wieder auf — lebendig! Die Strudel ließen ihn nicht los. Er schwamm; schwamm um sein Hundeleben. Am Ufer sammelten sich die Angestellten der großen Kraftwerke, riefen ihm Befehle und Rufe zu, obwohl das Tier derartiges kaum verstanden haben dürfte. Sie wetteten auch um sein Leben. Wenige setzten auf Leben, viele auf Tod.

Der Hund schwamm fast eine halbe Stunde gegen Strudel und Wirbel, Welle und Gischt. Dann gelang es ihm, einen Felsblock zu erreichen. Von dort wurde er gerettet. Die Angestellten anmerkten und adoptierten ihn und nannten ihn Ludwig, das ist: der Glücklichste.

Es gibt zwei Niagarafälle, zwanzig Niagaraopfer und einen Niagarafieger. Daß dieser Sieger, ein Hund, der einzige war, der die Natur nicht versuchte und vielleicht deshalb von der Natur gerettet wurde, die sich nun einmal nicht gern versuchen läßt — das mögen menschliche Nachfolger Ludwigs des Glücklichsten, an denen es nicht fehlen wird, in Demut bedenken.

### Väter, lernt um!

Natura im Mädchengymnasium zu Leoben. Mathematikarbeit. Neunundzwanzig Aspirantinnen. O Wunder: achtundzwanzig bestehen! Große Freude im Professorenkollegium, denn in den früheren Jahren waren die mathematischen Leistungen der Damen recht schwach gewesen. Gegenseitige, verbotene Hilfe ausgeschlossen, denn jeder Prüfling hatte eine andere Aufgabe bekommen. Größere Freude noch bei den achtundzwanzig.

Die neunundzwanzigste aber steht zuhause dem empörten Herrn Papa gegenüber. „Warum“, fragt der Lobende mit Recht, „warum bestehen achtundzwanzig Mädchen, und warum besteht gerade meine Tochter nicht?“

Aus der höheren Tochter hübschem Munde aber eine erstaunliche Antwort: „Weil du so rückständig warst, mir jeden Verkehr mit den Hochschülern zu verbieten, und weil ich so dumm war, dir zu gehorchen.“

Hojo und wie so... und anschließend ein empörter Brief des Papis an den Herrn Direktor des Mädchengymnasiums zu Leoben. Hochnotpeinliche Untersuchung mit folgendem Ergebnis:

Jede der Primanerinnen war nett genug gewesen, einen der Herren Studenten der benachbarten Hochschule zu erlösen. Kein Wunder, daß jede anlässlich der Prüfung eine Gegenleistung vom ihrigen erwartete und erhielt. Organisiert wurde die Sache so, daß die Erste der Klasse, die vom Mathematikprofessor die Aufgabenzettel zur Verteilung erhalten hatte, zunächst mal im Kiolett verschwand. Auf diesem Kiolett, dem Kiolett einer höheren Mädchenschule, wartete, weiß furchtbares Geschehnis, ein Abgesandter der Studenten, nahm die Aufgabenzettel an sich, eilte damit in eine nahe Kneipe, almo die achtundzwanzig Schätze warteten und legte die Aufgabe seiner Angebeteten löste, lehrte nach einer knappen Viertelstunde ins Mädchenskiolett zurück und lieferte die Lösungen der noch immer Wartenden ab. Diese eilte in die Klasse, verteilte die Zettel — und es bestand eine jede, mehr oder minder gut, je nach der mathematischen Begabung des Herrn Bräutigams. Nur die eine, die mit dem gestrengen Vater und dem gehorsamen Kindesherzen — die bestand eben nicht...“

Deshalb also der empörte Brief, deshalb Rückgängigmachung und Wiederholung der Prüfung, und deshalb diesmal glanzvoller Durchfall von neunzehn Naturantinnen.

Wenn aber jener eine Papa weniger gestreng gewesen wäre, hätten neunundzwanzig hübsche Mädchen auf Grund guter Kenntnisse der Liebesmathematik bestanden, und es wäre eitel Freude unter Vätern, Töchtern und Studenten gewesen. Deshalb, o ihr Väter von Leoben und weitester Umgebung: lernt um!



## Die „Lichtspritze“ Die Lichttechnik erreicht das „kalte“ Licht

Das Gebot jener kleinsten elektromagnetischen Wellen, die unser Auge als Licht empfindet, schiebt sich auf der Seite der kürzeren violetten Wellen an das Gebiet der ultravioletten Strahlen an, auf der Seite der längeren roten Wellen an das der infraroten Strahlen, die nichts anderes sind als Wärmestrahlung. Das Sonnenlicht enthält ultraviolette und infrarote Strahlen, und darauf beruht ihre Heil- und Wärmewirkung; sie spendet uns ja nicht nur Licht. Von einer künstlichen Lichtquelle hingegen verlangen wir, daß sie möglichst nur Licht, keine Wärme- und keine sonstigen Strahlen ausstrahlt, andernfalls ist sie unwirtschaftlich.

Daß unsere üblichen Lichtquellen in diesem Sinne unwirtschaftlich sind, wissen wir; der bis heute vollkommenste Leuchtkörper, die elektrische Glühlampe, strahlt bekanntlich nebenbei beträchtliche Wärmemengen aus, nicht anders als das Gaslicht, die Kerze oder der Kienspan. Die Schaffung einer Lichtquelle, die nur Licht und keine anderen Wirkungen aus der zugeführten elektrischen Energie erzeugt, ist daher seit langem das vornehmste Ziel der modernen Lichttechnik, und diese Aufgabe steht unmittelbar vor ihrer Lösung. Natürlich muß diese modernste Lichtquelle auch eine ausreichende Leuchtdichte haben, d. h. sie muß in ihrer Stärke den üblichen Lichtquellen entsprechen. Sie muß ferner weißes oder annähernd weißes Licht liefern wie die Sonne oder das künstliche Tageslicht und darf nicht farbig sein wie etwa eine für Reflektoren verwendete Neon- oder Quecksilber-Glimmlampe; sie muß ferner mit den üblichen Spannungen unserer Netze betrieben werden können.

Die gebräuchlichen Lichtquellen sind sogenannte Temperaturstrahler, nämlich feste Körper, die, zum Glühen gebracht, Licht ausstrahlen. Aber gewissermaßen nur im Nebenberuf, denn in erster Linie strahlt ein glühender fester Körper die dem Licht so nahe verwandte Wärme aus, gleichgültig, ob es ein Kienspan ist oder eine Wolfram-Edelstein-Glühlampe. Vom Ideal des Glühwürmchens, das „kaltes“ Licht erzeugt, sind beide gleich weit entfernt. Zwar verteilen sich die von einem Temperaturstrahler ausgehenden Lichtstrahlen ziemlich gleichmäßig über das ganze Gebiet der sichtbaren Strahlen, aber innerhalb der von ihm überhaupt abgegebenen Strahlung nehmen die Lichtstrahlen nur einen sehr bescheidenen Anteil ein, und über einen Wirkungsgrad von 5 Prozent kommt man auch bei den modernsten Glühlampen kaum hinaus. Der glühende Wolframfaden hat eine Temperatur von 2500 bis 3100 Grad. Bei dieser Temperatur sendet ein glühender Körper verhältnismäßig mehr rotes und gelbes Licht aus als etwa grünes oder blaues, und gelbe und rote Körper erscheinen daher im künstlichen Licht farbtreuer als grüne und blaue; man spricht von „wärmerer“ Beleuchtung. Andererseits erscheinen dem Auge aber grüne Lichtstrahlen heller als rote Strahlen von gleicher Intensität; bei höheren Temperaturen verschiebt sich nun die Lichtausbeute ein wenig ins grüne Gebiet, aber leider kennen wir keine Körper, die bei 6000 oder 7000 Grad nicht schmelzen oder verdampfen. Auch hier ist dem Temperaturstrahler also eine Grenze gesetzt.

Eine ganz andere Art von Licht ist das durch leuchtende Entladung in Glimmlampen erzeugte, wie wir es von Geißlerischen Röhren und von den langen Röhren der Reflektorenbeleuchtung her kennen. Von der Kathode zur Anode fließt dort durch verdünntes Gas der Strom der Elektrizitätsteilchen, die „Elektronenlampe“. Die Elektronen bombardieren auf ihrem Wege die Gasatome und bringen sie zum Ausstrahlen von Strahlen, die diesmal zum größten Teil im sichtbaren Gebiet liegen, die Wärmewirkung des Glimmlichtes ist sehr gering. Über die Lichtstrahlen verteilen sich nicht wie beim Temperaturstrahler ungefähr gleichmäßig über das ganze Lichtspektrum, so daß das Auge den Eindruck „weiß“ hat, sondern sie liegen, in

Linien oder „Banden“, nur an bestimmten Stellen des Spektrums — man erhält Licht von bestimmter Farbe, je nach dem Gas, mit dem die Röhre gefüllt ist, also Licht, das für Beleuchtungszwecke ungeeignet ist. Außerdem ist die Leuchtdichte dieser Röhren gering; sie müßten ungeheuer groß gebaut werden. Und schließlich brauchen diese Röhren Spannungen um 1000 Volt herum, können also mit der normalen Netzspannung von 110 oder 220 Volt nicht betrieben werden. Am leichtesten scheint noch die Frage der Lichtfarbe lösbar durch Bereinigung mehrerer Lichtquellen verschiedener Farben, also mit verschiedenen Gasen gefüllter Röhren. Auch auf diese Weise kann der Eindruck weißen oder warmen Lichtes entstehen wie beim Temperaturstrahler; aber es fehlen bei diesen Mischungen doch große Teile des Spektrums, etwa des grünen Bereichs, und das macht sich erst dann bemerkbar, wenn ein grüner Gegenstand, also ein Körper, der nur grünes Licht zurückwerfen kann, in diesem künstlichen Licht kein Grün findet und infolgedessen auch nicht richtig grün erscheint.

Der Weg durch all diese Schwierigkeiten ist also recht dornig. Trotzdem ist es jetzt der Berliner „Studiengesellschaft für elektrische Beleuchtung“ gelungen, einen großen Teil dieses Weges zurückzulegen. Zunächst handelte es sich darum, die zum Leuchten notwendige Elektronenlampe mit möglichst geringem Energieaufwand zu erzeugen. Das geschieht mit Hilfe der sogenannten Glühlathode. Das Elektronenbombardement wird bei allen Körpern stärker, wenn sie zum Glühen gebracht werden; bei den Oxiden der Erdalkalimetalle Kalzium, Barium, Strontium wird diese Wirkung schon bei verhältnismäßig niedrigen Temperaturen erreicht, und die Glühlathode der Studiengesellschaft besteht deshalb aus einem Gemisch von Metall und Oxiden der genannten Metalle. Jetzt kann die früher notwendige Entladungsspannung von 1000 Volt auf den zehnten Teil heruntersetzt werden und liegt im Bereich der normalen Netzspannung. Hingegen kann nun die Stromstärke und damit die vorher unzureichende Leuchtdichte erhöht werden. Aber sie bleibt noch immer weit hinter der der Glühlampen zurück, und wenn man die Stromstärke immer weiter erhöht, dann wird das Elektronenbombardement so stark, daß die dabei schließlich auftretende Wärme das Glas der Röhre schmilzt, die dann einfach vom Luftdruck zusammengebrückt wird. Eine besonders günstige Lichtausbeute ergeben Röhren mit einem Gemisch des Edelgases Krypton mit Natriumdampf, im Laboratorium ist schon eine fast hundertprozentige Umkehrung der zugeführten elektrischen Energie in Licht gelungen.

Nur die Leuchtdichte muß jetzt noch der der Glühlampen angenähert werden, damit die Natriumröhren für allgemeine Beleuchtungszwecke brauchbar werden. Zu diesem Zweck hat man die Gasentladung in der Röhre auf engem Raum zusammengedrängt durch den Einbau von weitausgedehnten Drahtnetzröhren und hat diese sogar durch Metallröhren ersetzt, die in die ringförmig ausgebildete Anode hineintragen. Mit diesen „Lichtspritzen“, wie man sie genannt hat, die vollkommen kaltes Licht erzeugen, hat man endlich Leuchtdichten erreicht, die denen der Glühlampen entsprechen. Nur daß der Wirkungsgrad der Lichtspritzen mit 19 Prozent etwa viermal so günstig ist wie der der Glühlampen, daß der elektrische Strom entsprechend wirtschaftlicher in Licht umgesetzt wird, wobei man noch berücksichtigen muß, daß er nebenbei noch die Elektroden heizt und den Natriumdampf erzeugt muß. Durch geschickte Verbindung mehrerer Röhren mit verschiedener Gasfüllung oder durch Kombination mit Glühlampen erhält man schließlich annähernd weißes Licht oder auch eine „wärmere“ Beleuchtung, aber ohne Wärmeentwicklung.

Noch ist das alles erst ein Anfang, aber sicher ist: das kalte Licht kommt, und die Lichttechnik ist einen tüchtigen Schritt vorwärts gekommen.  
Dipl.-Ing. A. Lion-Berlin.

Ist auch das praktische Fahren in der Kurve besonders gut möglich. Die Schwenkung des linken Scheinwerfers in der Linkskurve ist beispielsweise größer als die des rechtsseitigen Scheinwerfers und umgekehrt. Tagsüber schaltet man den Autolicht-Lenker aus, so daß die Scheinwerfer starr stehen bleiben. Durch eine Sicherheitskupplung zwischen Steuerung und Autolicht-Lenker wird im Falle einer Hemmung des Autolicht-Lenkens die Steuerung automatisch freigegeben. Gerade dieser Umstand dürfte den zweifelnden Automobilisten vollends überzeugen.

## Vorläufer der Radioröhre Kohärer, Schloemilchzelle, Detektor

Bei der Feier des 25jährigen Jubiläums der Großfunkstation Raven sprach Graf Arco das bedeutende Wort: „Nimmer, wenn man in der Entwicklungsgeschichte der drahtlosen Technik mit irgendeiner technischen Methode am Ende war und nicht mehr weiterkam, tauchte gerade wieder eine neue Erfindung oder neue Erkenntnis auf.“

Diese neue Erfindung half dann weiter. Das trifft in besonderem Maße auf die Entwicklung der Empfangstechnik zu und auf die Mittel, die uns zur Umwandlung der Hochfrequenzschwingungen in eine wahrnehmbare Energieform dienen. Vor 25 Jahren z. B. benutzte man zum Empfang der drahtlosen Telegraphie den sogenannten Fritter oder Kohärer, den man, wenigstens in seiner praktischen Wirkung, als den Urahn der modernen Radioröhre ansehen kann. Er bestand aus einer mit Feilspänen gefüllten Glasröhre; trafen auf sie elektrische Wellen auf, so wurden die Feilspäne leitend, und eine kleine Batterie konnte einen Strom durch sie hindurchschicken, der nur über Relais den Morsefahrscheinreiber bestätigte. Da die Metallspäne, einmal leitend geworden, auch leitend blieben, mußte durch einen besonderen Klopfer nach jedem einzelnen Zeichen eine Erschütterung des Fritters bewirkt werden, um die Metallspäne zu lockern und damit in den schwingungsaufnahmebereiten Zustand zu bringen.

Um 1904 herum hatte man den Kohärer-Empfang betriebsfähig durchgebildet. Man mußte aber auch, daß Verbesserungen nicht mehr möglich waren, und suchte nach einem anderen „Demodulationsorgan“. In diesem Augenblick tauchte der erste Detektor auf, allerdings noch nicht in der späteren Form des sogenannten Kristalldetektors, sondern in der der Schloemilchzelle. Er bestand aus einem kleinen Gefäß mit verdünnter Schwefelsäure, in das eine Platinspitze eintauchte. Legte man an diese mit einer Vorspannung versehenen Zelle die aus dem Schwingungskreis kommenden Empfangsströme, so fand eine Gleichrichtung statt.

So große der Fortschritt der Schloemilchzelle gegenüber dem Kohärer auch war, denn hier kam jede sorgfältige Einstellung in Fortfall, und außerdem hörte der Stromdurchgang automatisch auf, sobald die drahtlosen Signale ausblieben, als ideal konnte dieses Mittel der Empfangstechnik auch noch nicht bezeichnet werden. Wie groß war deshalb die Freude, als der Kristalldetektor aufkam, der keine Flüssigkeit mehr benötigte, sondern mit Kristallen von Tellur, Pyrit, Bleiglanz und dergl. arbeitete. Die Einstellung dieser Detektoren ist einfach, ihre Empfindlichkeit außerordentlich groß und außerdem kann die unangenehme Hilfsspannung in Fortfall kommen. Dem Detektor aber fehlte eines; die Verstärkung. Mit dem Detektor kann man nur die Energie gleichrichten, die vorhanden ist; man kann sie nicht verstärken. Im Fernempfang zu treiben, mußte man deshalb außerordentlich große Antennen benutzen und die Empfänger sehr verlustarm und auch entsprechend groß bauen. Erst die Röhre hat hier völligen Wandel geschaffen und den Kristalldetektor schließlich vollkommen verdrängt.

Der Stegesszug, den die Röhre genommen hat, ist jedem Funkfreund geläufig. Man wendet sie als Hoch- und Niederfrequenzverstärker an, kann sie als Eingitterröhre sowie als solche mit verschiedenen Hilfsgittern, baut sogar mehrere Röhrensysteme in einem gemeinsamen Glasstutzen zusammen und erhält auf diese Weise die Mehrfachröhre. Bei allen Fortschritten, die die Röhrentechnik in den letzten Jahren machte, sollte man aber auch ihre Vorläufer, Kohärer, Schloemilchzelle und Kristalldetektor nicht vergessen.

## Der Diamant als Werkzeug

Wegen seiner großen Härte wird der Diamant vielfach an Stelle von Stählen zur Bearbeitung von Metallen verwendet. Während er diesen Zweck in der optischen Industrie schon seit Jahren erfüllt, benutzt man ihn im Automobilbau erst verhältnismäßig kurze Zeit, jedoch mit wachsendem Erfolge.

Für die Massenfertigung bietet er eine hohe, stets gleichbleibende Genauigkeit; er ist für die Feinbearbeitung von Lagermetall, Bronze, Messing und Aluminium in vielen Fällen kaum noch zu entbehren, obwohl er bei der Stahl- und Gußeisenbearbeitung bisher keine besondere Bedeutung erlangt konnte. Im Automobilbau handelt es sich hauptsächlich um die Fertigstellung von Kurbel- und Nockenwellenlagern, die mit Diamanten im Bruchteil der sonst für das Schaben gebrauchten Zeit ausgedreht werden. An Schwierigkeiten mangelt es zuerst nicht, da großer Wert auf eine sorgfältige Lagerung der sogenannten Bohrflange, die die Diamanten trägt, gelegt werden muß. Eine 10fache Kurbelwellenlagerung erfordert 20 Diamanten und zwar für jedes Lager ein Schrupp- und ein Schliffwerkzeug. Bei einer Lagerbreite von 35 Millimeter beträgt der ganze Arbeitsweg, wenn An- und Auslauf des Werkzeuges berücksichtigt werden, etwa 80 Millimeter, der bei 65 Millimeter Lagerdurchmesser, 200 Meter/Minute Schnittgeschwindigkeit und einem Vorschub von 0,02 Millimeter/Umdrehung in 4 Minuten zurückgelegt wird. Die sorgfältigste Herstellung und Montage der Bohrflangen und ihrer Lagerungen gewährt eine Bearbeitungsgenauigkeit von Plus — Minus 3 bis 4 tausendstel Millimeter.  
E. H.

Die stärkste Röntgenanlage der Welt. In der Charité in Berlin wurde kürzlich die größte und stärkste Röntgenanlage der Welt „Gammacoli“ aufgestellt. Mit dieser Röntgenanlage, die mit einer Maximalspannung von 600 000 Volt arbeitet, ist es möglich geworden, Strahlen zu erzeugen, die denen des Radiums nahekommen, was für die Krebsforschung wie überhaupt für die medizinischen Probleme von größter Bedeutung sein dürfte, da das auf der Welt vorhandene Radium lange nicht ausreichen dürfte, um die Anforderungen der gesamten Medizin zu befriedigen. Die medizinische Welt muß daher der Aufstellung dieser Anlage in Berlin die größte Bedeutung zu.

## Neue Autoscheinwerfer

Daß die allgemein übliche Anordnung der Autoscheinwerfer unten an der Kühlerfront erhebliche Mängel aufweist, wenn es sich um das Fahren bei Nebel, Schnee und Regen, das Befahren von Kurven, Straßengruben und schwarzen Asphalt- und Leerstraßen sowie um das Abblenden bei Begegnung mit anderen Fahrzeugen handelt, ist bekannt. Von Wichtigkeit ist es, die Lichtquellen nicht vor und unter der Sehlinie des Fahrers, sondern über dieser anzubringen, wie es nach dem System Frey geschieht.

Hierbei sind die beiden Scheinwerfer rechts und links direkt unter dem Wagendach im Abstand der größten Wagenbreite befestigt; sie können zugleich vornüber geneigt oder jeder einzeln einwärts geschwenkt werden. Die Bewegungen erfolgen durch Betätigung eines neben dem Steuerrod befindlichen Hebels. Bei Begegnung mit einem anderen Fahrzeug kann der Fahrer mit Frey-Licht durch Vornüberneigen der Scheinwerfer den Lichtkegel auf der Straße auf 20 bis 35 Meter an den Wagen heranrücken. Da die Lichtkegel somit in steilem Winkel auf die Straße treffen, ist ein Blendens des Entgegengerichteten ausgeschlossen. Im Nebel erzeugen die geradeaus gerichteten Lampen über der Sehlinie des Fahrers ein hell erleuchtetes Nebelkissen, das die Fahrbahn indirekt beleuchtet. In Kurven wird nur ein Scheinwerfer geschwenkt, wodurch neben der Strahlenscheibe auch der Straßenrand erleuchtet ist. Bei Straßengruben neigt man zweckmäßig die Lampen nach vorn und auf anliegenden Asphalt- oder Leerstraßen, die sonst wie Spiegel wirken, wird durch Anleuchten der Straßenränder (Bäume, Freistellen) eine indirekte Erhellung der Fahrbahn erreicht. Weitere Vorteile sind: Entbehrlichkeit eines besonderen Suchscheinwerfers, Anordnung an der bestgeeignetsten Stelle des Wagens, längere Lebensdauer der Lampen und intensiver, beliebig bewegliche Beleuchtung bei nachträglichen Motorreparaturen oder an Unfallstellen.  
E. H.

## Der Autolicht-Lenker

Alle Kraftwagenbenutzer hatten bisher einen großen Feind — die mangelhafte oder vielfach überhaupt nicht vorhandene Beleuchtung auf Chausseen, Straßen und Wegen. Diese Gefahr machte

sich besonders bei Kurven, Straßentreuzungen oder Wegbiegungen bemerkbar. Durch die bisherige starre Anordnung der Autoscheinwerfer ließ sich nämlich, wie jeder Automobilist selbst oft genug



erfahren mußte, die Kurve nicht sachgemäß überleuchten, da gerade hierbei die Fahrbahn größtenteils im Dunkeln blieb. Diesem Uebel macht jetzt der neue Autolicht-Lenker der Siemens-Schubert-Werke ein Ende. Bei dieser Einrichtung folgt der Lichtkegel infolge Verbindung der Steuerung mit den Scheinwerfern jeweils der beobachtigen Fahrtrichtung. Besonders vorteilhaft für alle Autofahrer ist, daß sich die Anlage ohne weiteres auch durch nachträglichen Einbau an jeden Wagen montieren läßt. Die Scheinwerfer drehen sich also automatisch mit dem Ausschlag der Vorderräder. Da der Bewegungsmechanismus aber so ausgebildet ist, daß die Drehung anfangs ein Mehrfaches der Raddrehung beträgt und mit weiter zunehmender Raddrehung die Vorausschlag abnimmt,



